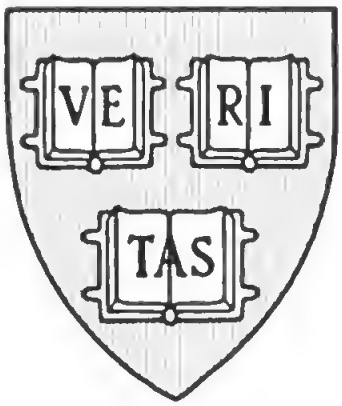
HD WIDENER
HW RXPX

LJ442.17

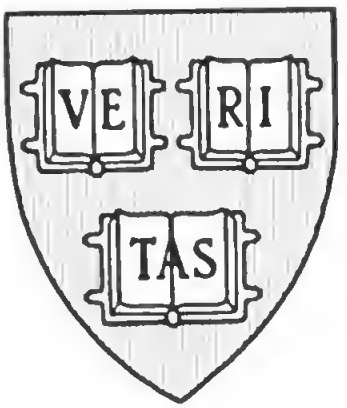
TRANSFERRED
TO



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

5442.17

TRANSFERRED
TO



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Das Junge Deutschland.

2496.

Ein kleiner Beitrag

zur

Literaturgeschichte unserer Zeit

von

Theodor Wehl.

Mit einem Anhange

seither noch unveröffentlichter Briefe von Th. Mundt, H. Laube und K. Gutzkow.

Hamburg.
Druck und Verlag von J. F. Richter.
1886.

eJ 442.17

7 Nov., 1902
Harvard University
Library of the German Dept.
Schlesinger Bequest.

Alle Rechte vorbehalten.

90 * 130

HARVARD UNIVERSITY
WILLIAMS LIBRARY

Digitized by Google

Vorwort.

Die nachstehende Schrift erhebt keinen Anspruch darauf, über die Werke derjenigen Schriftsteller, die sie behandelt und welche man als „Das Junge Deutschland" bezeichnet hat, ein irgendwie eingehendes Urtheil abzugeben. Sie beabsichtigt vielmehr nur einiges Material und die bescheidene Grundlage zu einem solchen Urtheil dadurch zu liefern, daß sie sich bemüht zeigt, aus ihrer Zeit und dem persönlichen Verkehre mit ihnen diejenigen Momente heraus zu heben und mitzutheilen, die dafür von Bedeutung und Einfluß sein können.

Es war dem Verfasser vergönnt, eine Reihe von Jahren denselben nahe zu stehen und mit ihrer Freundschaft zugleich ihr volles Vertrauen zu genießen.

Rückhaltslos haben ſie oft in Geſprächen und Briefen ihr innerſtes Herz ihm aufgeſchloſſen und ihm Bekenntniſſe gemacht, die er in theilnehmender Seele wie ein Evangelium bewahrt hat. So lange jene hervorragenden und erleuchteten Geiſter unter den Lebenden weilten, vermochte er es nie über ſich zu bringen, mit dieſen Aeußerungen hervorzutreten, denn er wollte ihnen nicht vorgreifen, weil es ihnen ja ſelbſt etwa einfallen konnte, Dieſes oder Jenes davon vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Jetzt aber, da ſie alle heimgegangen ſind und ſo Manches noch zu ſagen iſt, was ihr literariſches Wirken, ihre Stellung in der Welt, ihr geiſtiges Ringen und Kämpfen, ihr ganzes „Hangen und Bangen in ſchwebender Pein“ zu beleuchten und zu erläutern imſtande ſein dürfte, jetzt glaubt er keinen Anſtand nehmen zu ſollen, die Gefühle und Gedanken, Hoffnungen und Wünſche, Freudenrufe und Seufzer an's Licht zu ziehen, die ſie erfüllten und kund gegeben. Alle dieſe Autoren des jungen Deutſchlands ſind mehr oder weniger Vorläufer der Geſchichte, die wir heute erleben, ſind deren Mitbegründer und Stifter. Jeder von

ihnen hat als ritterlicher Marquis Poſa vor dem Genius unſeres Vaterlandes geſtanden und für Schiller's Gedankenfreiheit geſprochen. Der Zug für dieſe iſt der geiſtigen Phyſiognomie eines jeden von ihnen aufgeprägt und leuchtet von ihrer Stirne. Gerne ſei eingeräumt, daß ſie Größeres wollten, als ſie geleiſtet haben. Aber eben die Urſachen und Gründe zu erklären, warum dies der Fall war und ſein mußte, das mag dem Ueberlebenden geſtattet ſein, der, eingeweiht in ihre geheimſten Empfindungen und Pläne, in ihre glücklichſten Träume und bitterſten Enttäuſchungen, ſich wohl ein wenig das Recht zuerkennen darf, ein Wort zu ihrem Verſtändniß und, wo es angebracht iſt, zu ihrer Vertheidigung zu ſagen. Sie ſind Alle viel angegriffen, verkannt und mißhandelt worden, ja, ſie thaten ſich zu Zeiten unter ſich ſelbſt das ſchreiendſte Unrecht. Es war eben eine zerſetzende, in ſich geſpaltene und zerriſſene Epoche, in der ſie lebten und ſchrieben. Ein hamletiſcher Odem wehte über Deutſchlands politiſchem Boden. Es ging ein ſtrenger und ſchneidender Wind, die „Morgenluft" eines neuen deutſchen

Zeitalters, und dieſe Morgenluft mit ihren feuchten Nebeln, ihrer grauen Dämmerung und ihrer aufröſtelnden Kühle verwirrte und verblendete die Geiſter, die als Schildwache auf der Terraſſe des Jahrhunderts ſtanden. Es war ein beſtändiges Werdarufen und Hellebardenkreuzen. Kein Wunder, daß Freund und Feind in dieſer unheimlichen und verhängnißvollen Frühe eines anbrechenden Tages zu Schaden kamen.

Jetzt, da dieſer Tag hell und licht vor unſern Blicken liegt, jetzt mag es wohl am Platze ſein, uns in jenes Frühdunkel zurück zu verſetzen und uns Menſchen und Umſtände, die wir im Finſtern wirrig durcheinander geknäult ſahen, einigermaßen klar zu machen.

Nichts als dies bezweckt dieſe kleine Schrift und ihr Anhang von Briefen. Sie wollen Streiflichter auf Perſonen und geſchichtliche Lagen werfen, die wir Alten kannten und ſelbſt erlebten, aber die die heutige Jugend kaum noch faßt und begreift. Spätere Literaturgeſchichtsſchreiber werden vielleicht nicht achtlos daran vorüber gehen.

Schöpft der Eine oder der Andere von ihnen gelegentlich daraus, wird hier oder dort ein junges Gemüth dadurch zu pietätvoller Einsicht und Erkenntniß in literarischen Dingen der Neuzeit gebracht, so hat dies kleine Buch sein schönstes Ziel erreicht!

Ludwigsburg, am 30. Juli 1885.

Feodor Wehl.

Ein franzöſiſcher Akademiker hat die Aeußerung gethan, daß die Literatur der Ausdruck der Geſellſchaft ſei und der herbe und ſtrenge Karl Immermann ſang eben ſo ſchön als wahr:

Das Weltgeheimniß liegt nirgendwo; es iſt nicht hier und nicht dorten:
Es wiegt ſich wie ein unſchuldiges Kind in des Sängers blühenden Worten.

Die blühenden Worte des Sängers ſind darum kein bloßes Erzeugniß des Zufalls, keine müßigen Hirngeſpinnſte, keine leeren Erfindungen verlorener Träumer. Sie ſind Produkte der Zeit, ſie ſind Geſtändniſſe der Geſchichte. Die Geſchichte hat keinen Schmerz, und wenn er auch noch ſo heimlich und verſtohlen wäre, der ſeine Thränen nicht in die Literatur geweint hätte; keine Wonne glorreicher Thaten oder großer Gedanken hat ſie beſeelt, die nicht in ſie hinein ausgejauchzt worden wäre. Jede echte, wahre Volksliteratur iſt das ſeelenberauſchende Leidvoll und Freudvoll einer ganzen Nation. Die Literatur iſt jene kunſtvoll gewundene und geformte Muſchel, die an's Ohr unſeres Geiſtes

gelegt, uns das Lebensrauſchen eines Volkes durch ganze Jahrhunderte hin vernehmen läßt.

Freilich muß man zu hören verſtehen, ein Verſtehen, das uns Literaturgeſchichten der gewöhnlichen Art allerdings nur ſelten lehren, weil die zwölfte, gewöhnlich aus elf vorhandenen zuſammengeſtellt, nur die Werke, nicht die Verhältniſſe und Zuſtände in's Auge faßt, welche ſie entſtehen machten.

Was uns betrifft, ſo wollen wir einmal umgekehrt uns weniger an die vorhandenen literariſchen Schöpfungen, als vielmehr an die Zeit und die Menſchen halten, aus denen die Literaturepoche hervorgegangen iſt, mit der uns hier zu beſchäftigen wir uns vorgenommen haben.

Sie iſt eigenthümlich und wunderbar genug erfüllt von ſeltſamen Abſichten, von erhabenen Wünſchen und lächerlichen Plänen, von literariſchen Heldenthaten und Donquixotiaden. Mehr Lärm hat jedenfalls kaum eine andere Literaturperiode vor ihr gemacht. Sie iſt eine Art Geiſtesrevolution, die ſich in langen und furchtbaren Kämpfen austrägt. Sie hat ihr Jena wie ihr Waterloo, ihren Kaiſer Napoleon wie ihre Legitimität.

Aber um ihre Entſtehung und ihr Werden zu begreifen, müſſen wir zuvor einen Streifblick auf die literariſchen Verhältniſſe und Zuſtände vor ihr werfen.

Vor Schiller und Goethe haben wir die ſoge-

nannte Sturm- und Drangperiode unſerer Literatur, eine Periode, die von Goethe und Schiller in ihren poetiſchen Anfängen zwar eine Zeitlang lärmend genug getheilt, aber bald in ihren weiteren Schöpfungen würdig überwunden worden iſt. Dann folgt mit Goethe und Schiller die eigentliche Genieepoche, die unſer klaſſiſches Zeitalter bildet und hinter dieſer, in ſeltſamen Widerſpruche dazu: die romantiſche Schule, die ſchließlich von dem ſogenannten Jungen Deutſchland mit einem großen Aufwande von Geiſt und Witz über den Haufen geworfen ward.

Daß es ſo kommen mußte, iſt leicht zu verſtehen. Die romantiſche Schule bildete ſich zur Zeit jener ſchnöden Reaktion, die nach den Befreiungskriegen eintrat. Der gewaltige Kampf gegen den franzöſiſchen Uſurpator hatte das Deutſchthum wachgerufen. Man war auf die Glanzzeit unſeres Vaterlandes, auf das Mittelalter zurückgegangen, in dem die Ottonen und Hohenſtaufen von einem Weltreiche träumen durften. Dieſe und andere Träume nahm die romantiſche Schule auf, die ſich künſtlich mittelalterlich ſtimmte. Das Ritter- und Mönchthum, das Drachen- und Zauberweſen begann in der Literatur zu ſpuken. Nur Wenige der ganzen Richtung hielten wie Ludwig Uhland aus der mittelalterlichen Stimmung und Kunſt heraus, den Blick frei für das moderne Leben und die moderne Zeit. Die Meiſten verloren ſich darin wie in eine Sackgaſſe

von gothiſchen Bauwerken oder wie in ein Kloſter. Die deutſche Dichtung wurde verſeſſen, einſiedleriſch, ſchrullig oder auch gradezu toll.

Die romantiſche Schule iſt ein kurioſer Zeitabſchnitt unſerer Literatur, ein Zeitabſchnitt, den Heinrich Heine mit pikantem Reize geſchildert hat, und welchen wir in ſeinem Verhältniß dazu noch ſpäter eingehend zu betrachten haben werden. Einſtweilen haben wir hier nur anzuführen, daß unſere Literatur in dieſer Schule ſich ſchließlich dem Volke ganz entzog und in Gefahr kam, darin zu verrotten.

Es wurde alſo nöthig, ſie daraus zu erlöſen und dies Erlöſungswerk vollbrachte das Junge Deutſchland, aufgeſtachelt und getrieben hauptſächlich von dem Esprit, den wir nicht kurzweg mit Geiſt überſetzen dürfen, ſondern in dem wir vielmehr nur eine jeweilige Eigenart, einen gewiſſen Zuſtand des Geiſtes zu erkennen haben, der in unſerer Literatur eine beſondere Macht und Geltung durch das Judenthum erhielt, welches ſein hauptſächlicher Träger war und ihm die glänzendſten Illuſtrationen ſchuf.

Um dies inne zu werden und begreiflich zu finden, genügt es nicht: die Geſchichte und das Weſen der Juden einen Moment in's Auge zu faſſen, ſondern wir müſſen auch einen Blick auf unſer eigenes Volk, auf die Deutſchen werfen.

Es mag seltsam klingen, aber doch ist es wahr, wenn wir sagen: Als Deutscher wird man nicht geboren, man muß es werden. Man muß sich dazu erziehen, dazu bilden. Das Deutschthum ist der Idealismus unserer Nation. Bei Franzosen, Engländern und andern Völkern ist die Nationalität eine ganz reale Sache, die ihnen angeboren ist, wie ihre Sprache, ihre Nase, ihre Arme und Beine. Sie kommt fix und fertig mit ihnen auf die Welt.

Diese Völker mit ihrer zu Stande gekommenen Nationalität wiesen das Judenthum ab oder nahmen es in sich auf. Ein Verhandeln, Parlamentiren oder Vergleichen gab es nicht. Anders war es in Deutschland. Hier fand das in seiner eigenen Nationalität zertrümmerte, in allen Schmerzen der Welt umhergetriebene, alle Wundenmaale der Zeit im Herzen tragende Judenthum ein Volk, das in seiner Nationalität nicht weniger zerschlottert erschien. Das Deutschthum war nicht angethan dem Judenthum zu imponiren, es mit sich fortzureißen, ihm Halt und Stütze zu sein. Der deutsche Jude bekam mit dem Deutschthum nur ein Leiden, einen Schmerz mehr. Er stand doppelt aus.

Das gab und mußte seinem Wesen eine ganz eigene Verfassung geben. War dasselbe durch harte Schicksale, durch Druck aller Art doch lange schon im

Innerſten erſchüttert und gebeugt. Es vermochte neue Prüfungen nicht mit Gemeſſenheit und Ruhe zu ertragen: es ward bitter, zeternd aufgeregt, vielfach frivol oder auch mit jenem Witz geſegnet, den manchmal das Unglück zu verleihen pflegt.

Aus allen dieſen Eigenſchaften nun erzeugte ſich der literariſche Esprit, als deſſen ſtrahlendſte Incarnation Rahel Levin zu betrachten iſt, welche Varnhagen von Enſe heirathete und durch die Veröffentlichung ihrer Briefe und ihrer Ausſprüche zu einer epochemachenden Erſcheinung in unſerer modernen Literatur geſtaltet hat. Obſchon ſie keine Romane, keine Gedichte, überhaupt nichts von eigentlich literariſchen Werken gab, errang ſie ſich doch eben vermöge jenes Esprits den weitgreifendſten Einfluß auf Leben und Kunſt unſerer neueſten Literaturperiode. Es iſt nicht möglich, eine Literatur-, Zeit- und Sittengeſchichte von dem Anfange unſeres Jahrhunderts zu liefern, ohne Rahel eine Stelle darin finden zu laſſen, eben weil ſie, wie geſagt, die erſte und leuchtendſte Illuſtration dieſes Esprits iſt, der bei ihr in tauſend Witz- und Schlagwörtern zum Vorſchein kommt und ſo prickelnd und allbeherrſchend in ihr iſt, daß ſie auch bei Andern nach nichts mehr als nach Einfällen verlangt. „Es giebt recht wenig Menſchen, die Einfälle haben," ſeufzt ſie, und ſie vermißt dieſe Einfälle denn auch überall in der

Kunſt, wie z. B. im Spiel der Sophie Schröder als Medea, im Geſange der Anna Milder, und was die Catalani ihr ſo intereſſant erſcheinen ließ, war eben nur der Einfall, der zwiſchen den Noten gemacht wurde und von dem ſie ſchreibt, daß Niemand ihn zu bezeichnen wüßte, ſie ſelbſt es nur mündlich thun könne.

Der Einfall war eben ihr Element und zwar in ſolcher Art, daß Theodor Mundt ganz recht hat, wenn er ſie eine Thyrſusſchwingerin der Zeitgedanken nennt und von ihr behauptet, daß ſie „wie eine Prophetin Vergangenheit und Zukunft in ahnender Seele wälzte und daraus für das Werden und Entwickeln der Dinge tiefe, lakoniſche Weiſſagungen herſagte.“ 1813, als alle Welt Napoleon für abgethan erachtete, ſchrieb ſie aus eben dieſer ahnenden Seele an Varnhagen:

„Könnten wir wohl dieſen Krieg gewinnen? und in Ruhe uns ſehen! Alle hoffen, ich fürchte noch, und denke Napoleon muß noch etwas Außerordentliches thun.“

Und dieſes Außerordentliche trat denn in den hundert Tagen auch ſchreckhaft genug aus dieſer Ahnung in die Wirklichkeit herein. Schon aus den früheſten Schriften des Adolphe Thiers, von dem man damals wenig wußte, erkannte ſie, daß er Anlage zum Staatsmann hatte.

Sieht man dieſe und viele andere ihrer Divinationen und Prophezeihungen raſcher oder langſamer in

Erfüllung gehen, ſo kann man nicht umhin, in ihr in der That eine Sibylle unſerer modernen Literatur zu erkennen, die Ausſprüche thut, welche wie heilige Orakel tönen und in ihrer geheimnißvollen Faſſung und myſtiſchen Kürze der empfänglichen Seele wirklich eine Vorſtellung von dem Schauer jener Delphi'ſchen Verkündigungen geben, von denen uns die alten Griechen erzählen. Auch hat es in Wahrheit nicht an ſolchen gefehlt, die zu ihr gewallfahrtet kamen und ihren Worten mit einer hingebenden Andacht lauſchten. Was Berlin, Wien, Dresden und kurz ganz Deutſchland an bedeutenden Menſchen und Geiſtern zu jener Zeit aufzuweiſen hatte, das ſehen wir um ſie geſchaart, und wir begegnen in ihrer Umgebung Staatsmännern, Helden, Gelehrten, Dichtern und Künſtlern in der allerbunteſten Gruppirung und von der verſchiedenſten Geiſtesrichtung, aber einig alle in dem Hinblick auf ſie, die das Herz und das Haupt dieſes Zirkels, oder wenn man will, die Königin dieſer Eſprittafelrunde war, in der wir Prinz Louis Ferdinand von Preußen als liebenswürdigſten Paladin finden.

Zu ſolchen Paladinen hat Rahel aus innigſter Seelenverwandtſchaft und im Erkennen ihrer Espritbefähigung auch Heinich Heine und Ludwig Börne ernannt, auf welche ſie ſchon von früh an aufmerkſam war und denen ſie eine ſorgſam liebende Beachtung

ſchenkte, gleich als ob ſie geahnt hätte, daß in ihnen die Verherrlichung der Espritperiode gegeben ſei.

Sehen wir, ehe wir zu jenen beiden zuletzt genannten Autoren übergehen, zuvor noch auf dem Total-Ausdruck der Rahel ſelbſt, wie er uns in ihren Briefen und ſonſtigen Memorabilien vorliegt, ſo wird man ſagen können, daß ſie in unſerer Literatur ungefähr eine Stellung einnimmt, wie Sieyès ſie in der franzöſiſchen Revolution inne hatte. Wie man von dieſem bemerkt hat, daß er den Plan zu den Schlachten entwarf, am Tage des Kampfes ſelbſt aber in ſeinem Zelte blieb, ſo ſehen wir auch Rahel aus ihrem einſamen Herzen heraus Andeutungen, Gedanken und Anregungen ſpenden, welche eine im literariſchen Harniſch polternde Jugend zum enthuſiaſtiſchen Aufſtande treiben. Vor allem und zuerſt bemerkenswerth in ihr iſt ein haſtiges Drängen und Treiben für eine Neugeſtaltung der Dinge, wie ſie vordem kaum in dieſer prickelnden und nervös erregten Weiſe unter uns zum Vorſchein gekommen iſt. „Kennen Sie eine beſondere Melancholie, ein Drängen nach vorwärts, eine Prätenſion, ein Erwarten, daß es angehe," ſchreibt ſie einem ihrer Freunde. Und in der That, dieſe Prätenſion, dies ungeduldige Erwarten, daß es nur erſt angehe, dieſe „expeditive Geiſtesart", die ſie an ſich ſelbſt einmal wahrnimmt, charakteriſirt die ganze Espritperiode, wie auch Rahel ſelbſt.

„Es muß eine neue Erfindung gemacht werden. Die alten ſind verbraucht," rief ſie einmal in Bezug auf die Religion aus. Ein anderes Mal ſchrieb ſie in einem Briefe: „Die jetzige Geſtalt der Religion iſt ein beinahe zufälliger Moment in der Entwickelung des menſchlichen Gemüths und gehört mit zu ſeinen Krankheiten. Sie hält zu lange an und wird zu lange anhalten. Beides thut großen Schaden. Beſonders iſt es jetzt ſchon närriſch, da dieſes unbewußte Anhalten mit eigenſinnigem leeren Bewußtſein vollführt wird, und wo Bewußtſein eintreten ſollte, wirkliche bewußtloſe Starrheit wie eine Krankheit zu heilen vor uns ſteht." Einmal ſeufzt ſie ſogar, daß „das Chriſtenthum, angewandt auf Leben und Staat, verkehrt und Jahrhunderte hemmend gewirkt habe." An dieſen und ähnlichen Aeußerungen entzündete ſich nur zu bald auch der Geiſt jener ganzen Periode. Alle Welt wollte Religionen machen. Theodor Mundt, Charlotte Stieglitz, Bettina von Arnim, Schleiermacher und wer ſonſt zu jener Zeit in die Kreiſe des Esprit gehörte, gab ſich mit Beſtrebungen dieſer Art ab. Der geſammte Esprit beſchäftigte ſich mit der Kunſt auf ſeine Façon ſelig zu werden und ſelig zu machen. Aus dieſer Beſchäftigung hat ſich eine ganze Literatur ergeben, eine Literatur, die freilich für den ruhigen Würdiger ihrer Probleme heut zu Tage ein ſehr kurioſes Anſehen hat. Hier und da blitzt etwas

auf wie ein ſtrahlender Gottgedanke oder wie ein weißer Cherubimfittich, aber im allgemeinen iſt doch alles Trubel, Dunſt und Staub, der ſich chaotiſch ineinander webt und manchmal die verſchrobenſten Vorſtellungen erweckt.

Rahel ſelbſt ſteht noch am Reinſten in dieſem religiöſen Gewirre da. Sie hatte etwas von einem heiligen Inſtinkt. „Es war in ihr", wie Gottſchall in ſeiner „Literaturgeſchichte" ſehr richtig ſagt: „ein trunkenes Nachzittern des göttlichen Lichts bei ſeinem Aufgange, ein Klang der Memnonsſäule." Es tönte dunkel und geheimnißvoll aus ihrem Innern heraus, orakelhaft myſtiſch.

Sehr viel that, einen ſolchen Eindruck zu erzeugen, ihre Schreibweiſe, die immer verworren verknotet, bald wie beflügelt, bald wie lahm und hinkend erſcheint. Wohl geformte, reif ausgetragene Sätze kennt ſie nicht. Ihr Styl iſt halb Kaliban, halb Ariel, halb Flügel, halb Höcker. Er würgt und ſtottert gewiſſermaßen ſeine Perioden heraus, ſo viel Licht und Glanz ſie oft auch enthalten mögen.

Daher kam es, daß ſie oft ſo räthſelhaft, ſo abenteuerlich ſich ausnahmen und zu den wunderbarſten Auslegungen führten. Man deutelte und tüftelte an ihnen herum und ſo eifrig und emſig von vielen Seiten, daß man ſchließlich ſie nachahmte und Wunder meinte,

was man ſagte: wenn man unklar und verſchwommen ſprach. Man künſtelte ſich ihre Dunkelheit an, die bei ihr nur aus Fülle, aus Haſt, aus expeditivem Drange entſtand. Sie empfand, ſie dachte ſo ſchnell, hatte ſo raſche Inſpirationen, daß die Feder ihnen nicht folgen konnte. Die Feder ſtolperte ſchwerfällig ihrem Geiſte nach, der in der Schriftſprache ſo zu ſagen nur mit halbem Fuße ſtand oder wie ein leichter Schatten darüber hinzog. Ihre Seele war klar und nur die Ausſtrömungen deſſelben überſtürzten und verwirrten ſich.

Bei ihren Nachahmern war es anders. Die äfften künſtlich ihren literariſchen Wirrwarr nach, um dadurch über ihre innere Hohlheit zu täuſchen. Sie hatten nichts von Rahel's Natur, die, wie ſie ſelbſt ſagt, in den Falten des Mantels Gottes kauerte und ſeinem Weſen nachſann.

Sie fühlte ſich „auf Gott, auf Ewigkeit geſtellt", aber dieſe Ewigkeit und ihren Gott dachte ſie ſich allerdings ziemlich weltlich. „Ich kenne Gott nur in und durch ſeine Welt", ſchrieb ſie; „Frevel und Lüge wäre es von mir, anders zu ſagen; und die Ewigkeit liegt bei mir nicht in der Zukunft; jetzt iſt auch ein Moment Gottes."

Aus dieſer Erkenntniß heraus entſtand bei ihr nun auch die Sehnſucht nach einer Veränderung der Geſellſchaft. Das Jetzt, „dieſer Moment Gottes",

ſollte im Leben, im Umgang der Geſchlechter eine beſſere Würdigung, eine beglückendere Ausnutzung gewinnen. Das Glück wollte ſie erfinden, wie die Religion. Sie ſchrieb: „Das geſellige Daſein und Leben muß nun in Europa eine andere Geſtalt annehmen, und ſei es noch ſo langſam: es wird aber ſchnell genug gehen.“ Ein ander Mal meint ſie: „Es giebt gewiß eine Kombination, in welcher man auch hier als Menſch noch ganz glücklich ſein kann. Auch nach dieſer ſchmachten wir, und mit Recht.“

Aus dieſem Schmachten entwickelte ſich der Hang nach Freiheit. Rahel war es in allen Zuſtänden zu eng, zu ſtickig und beklommen. Auf welches Feld des modernen Lebens ſie auch immer trat, ſtets riß ſie darin überall gleichſam die Fenſter auf, um friſche Luft und Athem zu erhalten. Wie die Kirche, ſo iſt ihr die Ehe eine beängſtigende Sache. Sie will auch hier etwas Anderes, Neues, Freieres. „Frei ewig bleiben die Wünſche und Bedürfniſſe unſeres Herzens“, ruft ſie einmal aus und ein ander Mal klagt ſie „über die herabziehenden, kleinen Ausgaben und Einrichtungen, die Stückeleien“, die den Frauen zufallen. Sie will für den Geiſt der Frauen mehr Spielraum, mehr Geltung, mehr Achtung. Da liegen die Anfänge der Frauenemancipation, die wir noch ſpäter näher zu erörtern haben werden. Hier vor allem müſſen wir aber

auch noch ihre politiſche Stellung erwähnen. Auch im Staat beläſtigt ſie eine gewiſſe Stickluft, ſo daß ſie beſtändige Anwandlungen von Ohnmacht hat und ein Mal über das andere Mal nach nationaler Bewegung, nach freiſinnigen Geſetzen und Einrichtungen ruft.

Dieſe Rufe hallten beſonders im „Jungen Deutſchland" wieder, einer Gruppe von Schriftſtellern, mit der wir uns hier eingehend zu befaſſen haben und deren Haupt wir in Heinrich Heine erkennen müſſen. Neben ihm wirkt, aber auf ſich ſelbſt geſtellt, Ludwig Börne, ein ſcharfer, höchſt witziger Kopf, wenn man Witz noch ein wenig in der Bedeutung nimmt, die er zu Zeiten Leſſing's hatte. Börne hatte ein weiches Gemüth, eine milde Seele; aber dabei etwas krankhaft Verſchrulltes. Nur zu bald tritt in ihm etwas vom Weſen des alten Junggeſellen hervor. Er zeigt ſich ſpröde und ſchrillend in ſeinen Aeußerungen. Nicht mit Unrecht hat man ihn mit jenem Licentiaten des Cervantes verglichen, der ſich als von Glas gemacht anſieht und daher ängſtlich aller Welt zuruft, ihn nicht anzuſtoßen, weil er ſonſt zerſpringen müſſe.

Börne muß uns in der That ein wenig, als dieſer arme, durch ganz Deutſchland ſchleichende Mann erſcheinen, der uns rührt und ſchreckt, je nachdem der Affekt iſt, in dem er ſich befindet. Es liegt etwas furchtbar Tragiſches, etwas finſter Dämoniſches in ihm,

und daß dieſes finſter Dämoniſche, dieſes furchtbar Tragiſche ſich nicht in einem großen Geſchicke oder in einer excentriſchen That, ſondern Daheim ganz bequem im Schlafrock und in witzigen Einfällen ausgiebt, macht ihn gerade ſo beſtimmt zur karakteriſtiſchen Figur in der Espritperiode, dieſer Periode, in der Alles auf das Witzwort hinausläuft, ſogar der letzte Seufzer des Sterbenden. Schiller ſtarb mit dem Ausrufe: „Immer heller, immer heiterer"; Goethe rief nach Licht, wie nach dem Aufgange eines neuen Lebens. Börne ſchied mit einem launigen Einfall. Als ſein Arzt ihn fragte, was er für einen Geſchmack habe, ſagte er bitter, indem er ſich umkehrte und verſchied: „einen ſchlechten, wie alle Deutſchen."

Das Junge Deutſchland hat dieſen ſarkaſtiſchen Schmerzensruf des Sterbenden wie eine Art Vermächtniß aufgefaßt und die Unfreiheit Deutſchlands gewiſſermaßen in ſeinem ſchlechten Geſchmacke erkannt.

Den Geſchmack zu bilden und die Schönheit zur Vorbotin der Freiheit zu machen, dies Beſtreben iſt in den Anfängen dieſer Schule ein ſehr bedeutſames Moment, ein Moment, das wir noch näher in's Auge zu faſſen und als ein von dem Esprit allein nicht durchzuführendes zu erkennen haben werden.

Hier auf Börne zurückgehend, haben wir noch zu ſagen, daß er vorzugsweiſe dadurch, daß er in einem

eigenen, raſchen, lebhaften und zugeſpitzten Style ſchrieb, und in den abzuhandelnden Dingen häufig, wie man zu ſagen pflegt, den Nagel auf den Kopf traf, zu einer der durchgreifendſten Erſcheinungen in unſerer Literatur, und mehr oder weniger zum Vorbilde aller jüngeren Literatoren wurde, von denen viele, und darunter auch Gutzkow, geradezu bekannten, ſich nach ihm gemodelt zu haben. Wohl noch jetzt iſt er der Abgott unſerer politiſchen Jugend und ſeine Werke der Boden, auf dem die Heißſporne unſerer Tagespreſſe und Abgeordnetenhäuſer die erſten Speere zu werfen lernen.

Als Agitator, als Ausgeber der Tagesparole iſt Ludwig Börne nützlich und von gutem Erfolge geweſen; allein, daß er auch Schaden geſtiftet und von einer gewiſſen Mißlichkeit für unſere junge Literatur geworden, wird kein ruhig Prüfender ſich verbergen können. Das unreife, in ſich ſchwankende, auf der geiſtreichen Phraſe künſtlich im Gleichgewicht ſich haltende, politiſche Raiſonnement, wie wir es neuerdings faſt in allen Zeitungen und ſelbſt in umfaſſenderen Werken finden, iſt durch ihn in eben dem Maaße hervorgerufen worden, wie durch Heine. Wenn er auch nicht ſo frivol, nicht ſo tändelnd und ſpielend, wie dieſer ſeine Materie behandelt, ſo behandelt er ſie doch nicht umfaſſend tiefer, nicht rein der Sache nach. Er iſt ganz ſo

ſprunghaft und oft nicht weniger oberflächlich, als Jener, aber er iſt bei allem Spaß, bei allem Gloſſenweſen doch in ſich ernſter, gewiſſenhafter und charaktervoller als Heine. Ein wahrhaft politiſches Memorial iſt aber weder von dieſem, noch von Börne vorhanden, und der alte, brave, biedere Spaziergänger Johann Gottlieb Seume, der da meinte, daß ein richtiger Steuerkataſter die Grundlage alles Staatenwohles ſei und jede Schrift in dem Sinne politiſch wünſchte, daß ſie die allgemeine Wohlfahrt angehe, war im Grunde ſeines Weſens mehr politiſch konſtruktiver Natur als Börne und Heine zuſammengenommen, denn in ihnen iſt es eben nur jener, von uns ſchon bezeichnete Esprit mit ſeinem Raffinement, der ſich auch in der Politik zu Tage legt, während es bei Seume das nationalproteſtantiſche Bewußtſein iſt, das, wenn auch in ziemlich unfruchtbarer und trockener Art, doch geſinnungstüchtig und normal entwickelt, vor die Seele des Volkes tritt.

Dieſer Johann Gottlieb Seume, der ſeinen Vater durch Noth und unverſchuldete Verachtung in's Grab gebracht ſehen mußte, eine harte, einſame, freudloſe Jugend verlebte, von heſſiſchen Werbern nach Amerika verkauft ward, Suwarow's Schrecken und den Untergang Polens vor Augen gehabt hatte, heiß und innig ein Mädchen liebte, das ſich von ſeinem Ernſt

abgeſtoßen fühlte und einem Andern, einem unbedeutenden Menſchen tändelnd in die markloſen Arme ließ, dieſer arme, aber von Herzen und Geſinnung ſo geſunde Seume, dem die Unterdrückung der Menſchenrechte ſo blutend durch's Herz ſchnitt wie irgend Einem und der ſich im Innerſten verbittert fühlte wie es Börne und Heine nicht mehr und tiefer ſein konnten, dieſer Seume, der dem Esprit widerſtand und wahrſcheinlich immer widerſtanden hätte, würde, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt geweſen wäre, für die politiſche Literatur ein ſehr tüchtiges, ehrenwerthes und maßgebend fortwirkendes Element haben werden können. Gervinus ſagt mit Recht von ihm: „Er war ein ſtoiſcher, politiſcher Mann, ein Mann, der, wenn er in dieſe Zeiten herüber gelebt hätte, uns den Uebergang von der Poeſie zur Politik hätte lehren können, wie vom Kosmopolitismus zum Patriotismus; er haßte die Milchſpeiſe der Romane und ſetzte, wenn man will, eine Memoirenſchriftſtellerei an die Stelle; er hat manches zu ſagen gewagt, als man nichts wagte, und in der Vorrede zu ſeinem Sommer lehrte er die Schreier nach Preßfreiheit, daß dieſe weder gegeben, noch zugeſtanden wird: da Jeder, der ein Leben ohne Würde für nichts hält, und der den Tod nicht fürchtet, wenn er überhaupt denkt, auch laut denkt, ſobald er nur mit ſeinem moraliſchen Weſen in Ordnung iſt.“

Dieſer Seume, der ein echter, deutſcher, proteſtantiſcher und patriotiſcher Mann war, ein Mann, der etwa in ſeinem Vaterlande auf derjenigen Stelle ſtand, auf welche ſpäter ſich Fichte in ſeinen Reden an die deutſche Nation ſtellte, dieſer Seume hätte ein großer und geachteter Publiziſt werden müſſen, wenn er über 1810 hinaus in den Aufſchwung Deutſchlands hineingelebt und die Neugeſtaltung der Dinge an ſich würde herantreten geſehen haben. Er, der die Unerſchrockenheit eines männlichen Herzens und eines unerſchütterlichen Biederſinns allen Widerwärtigkeiten des Lebens und allen Schmerzen der Zeit entgegenſetzte und den Glauben an die Menſchheit nicht aufgab, „und ſollte er die Hoffnung ſelbſt bei ſeinen Huronen ſuchen“, er würde das deutſche Volk unter allen Umſtänden und auch unter den verzweifeltſten nicht aufgegeben, ſondern vielmehr geſtanden und ausgehalten haben an der Sache ſeiner Nation bis zu dem letzten ſeiner Athemzüge. Es liegt etwas Eiſernes, durch alle Schläge des Schickſals Gehärtetes in ihm, etwas, das uns Epigonen, mögen wir eine Geſinnung haben, welche wir wollen, ſobald wir nur Begriff für Mannesehre und Würde in uns tragen, unwillkürlich zwingt, den Hut vor ſeinem Andenken abzuziehen. Und dieſes Etwas iſt es, das uns ſeinen Tod vor der Kataſtrophe beſonders bedauern und annehmen läßt, daß er mehr als ein Anderer

unſerer politiſchen Preſſe zum leuchtenden Vorbilde hätte werden können. So viel iſt gewiß, daß, wenn er dageſtanden hätte mit ſeiner warmen, verſtändigen Liebe zum Vaterlande, für welches ſeine Seele, wie er ſelbſt ſagte, einen heiligen Schauer empfand, ſo oft es ihm im Namen oder in der Vorſtellung vor Augen trat, ſo würde er ein ſtarker Damm gegen den Esprit geweſen ſein, von dem er keine Ader hatte, wie wir ſie doch in den Publiziſten des Jungen Deutſchlands, ja, auch in denen finden, die noch aus der Romantik in dieſe Zeit hinüberragen, wie z. B. in Görres, Adam Müller und Gentz.

Joſeph Görres, der Herausgeber des „Rheiniſchen Merkur", dieſer ſechſten Großmacht, wie man zur Zeit des Wiener Kongreſſes ſagte, der Verfaſſer der Werke: „Deutſchland und die Revolution", „Europa und die Revolution", in dem ſich der Esprit in aller Schönheit und in aller Verzerrung zeigt, iſt ſchon ganz der exaltirte Politiker, der Publiziſt des Einfalls, der geniale, geiſtreiche Mann, deſſen Kühnheit in der überraſchenden Wendung, deſſen Unerſchrockenheit im Gedankenblitz, aber nicht im kategoriſchen Bewußtſein ſeiner unwandelbaren patriotiſchen Ueberzeugung wie bei Seume beſteht. Seume war karg, aber feſt, trocken, aber klar, und als Charakter bedeutſamer als der glänzende Görres, der äſthetiſirende Adam Müller oder der glatte Gentz.

Seume hatte außerdem keine Spur von der Romantik an ſich, die wir doch in all den Genannten finden. Er war zu nüchtern proteſtantiſch, während jene doch alle mehr oder minder in ſchwelgeriſchen Gemüthern ihr romantiſches Muttermaal trugen, das zu Zeiten allerdings völlig unſcheinbar werden konnte, in Augenblicken des Affekts aber in Feuerröthe zu glühen begann.

Görres ging vollſtändig aus der Romantik hervor und hat ſie auch in der Politik niemals verleugnet. Man nannte ihn bezeichnend „den rückwärts gewandten Propheten mit dem Feuerſchwert“. Mit der franzöſiſchen Jakobinermütze auf dem Haupte, ſtürmte er nicht der Freiheit, ſondern dem Ultramontanismus in die Arme. Adam Müller trug auch in die Elemente der Staatskunſt die „blaue Blume“ von Novalis. Er wollte Staat, Wiſſenſchaft, Religion und Kunſt in eine höchſt ſeltſame Einheit verſchmelzen, in eine Einheit, welche unter dem Baldachin des Myſtizismus thront. Gentz endlich iſt der diplomatiſche Anakreon der Romantiker, der freilich ſeine Gedichte nicht ſchreibt, ſondern in ſeiner Liebe zu Fanny Elßler und ſeiner Verehrung für Heinrich Heine auslebt.

Heine iſt der Mann ſeines Herzens, für den er mit Fürſt Metternich um die Wette ſchwärmt. Und dieſe Schwärmerei iſt leicht begreiflich. Gentz war Schriftſteller und ein feiner Kopf, mit dem Inſtinkt,

wenn auch nicht mit der Neigung zum Liberalismus. Er liebte zu ſehr das Wohlleben, den Luxus, die vornehme Geſellſchaft, um ſich für den Fortſchritt und die Freiheit Entbehrungen und Opfer, ja, nur Unbequemlichkeiten aufzuerlegen. Er wollte genießen und in der ſogenannten großen Welt eine Rolle ſpielen. In Wien iſt ihm das herrlich gelungen. Aber dabei behielt er natürlich Sinn und Verſtändniß für die Literatur und vermochte ſie in ihren Wandlungen und Uebergängen durchaus zu würdigen. Er wußte wohl, daß die Epoche der Romantik, die eine nothwendige Reaktion war, um die Literatur aus dem Hellenenthum und der griechiſchen Mythologie wieder zurück auf deutſchen Boden und in das Herz des Volkes zu führen, gegen ihr Ende hin eine nicht minder ſchlimme und verderbliche Ausartung unſerer Poeſie geworden war. Nachdem dieſe Dichterſchule, durch Feld und Wieſen ſchwärmend und mit den Handwerksburſchen den Staub der großen Heerſtraßen athmend, das arme Stiefkind der Literatur, das drollige, herzinnige und wieder tiefwehmüthige Volkslied entdeckt und hervorgezogen, verlor ſie ſich in die ſtille Waldeinſamkeit hinein, wo ſie als ſonderbarer Einſiedler, allerlei wunderbaren Hokuspokus treibend, hinter den Bäumen und Sträuchen ſehr bald der Nation aus den Augen kam und nun, einmal von dieſer losgetrennt, in jene Exceſſe verfiel, die ſie immer verwil-

derter und wüſter machend, zuletzt in eine trübe, todte und geſpenſterhafte Weltanſchauung, welche, überall nur den Kirchhof der Vergangenheit erblickend, in wahnwitzigem Humore mit dem Moder und den vertrockneten Leichenknochen der Gräber ihr Weſen trieb. Heinrich Heine, obſchon von dieſem Weſen ſo ergriffen und angeſteckt, daß er von ſich ſelbſt einmal ſingen konnte:

— — Durch jahrelangen Umgang
Mit den Todten nahm ich an
Der Verſtorbenen Manieren
Und geheime Seltſamkeiten.

Meine ſchönſten Lebensjahre,
Die verbracht' ich im Kyffhäuſer,
Auch im Venusberg und andern
Katakomben der Romantik —

Heinrich Heine erkannte doch zuletzt die Verächtlichkeit und das Verlogene dieſer Literaturrichtung zu ſehr, um ſich noch länger darin behaglich fühlen zu können. Um ſich von ihr zu befreien und loszumachen, begann er ſeinen Spott damit zu treiben und ſich dem Liberalismus zuzuwenden, der ihr geſchworener Gegner war. Gleichſam mit Sack und Pack zum Jungen Deutſchland übergehend, iſt er gewiſſermaßen der liebenswürdige Judas geworden, der die Romantik um dreißig

Silberlinge an den herrſchenden Zeitgeiſt verkaufte. Aus der ſtillen Waldeinſamkeit, der mondbeglänzten Zaubernacht, aus den gothiſchen Domen warf er ſich hinaus an die große Heerſtraße des Liberalismus, weil er dort mehr Erfolg, mehr Wirkung, aber freilich zugleich auch mehr geiſtige Bewegung, Leben und Zukunft fand. Er hatte nicht Luſt, ſein Genie mit den literariſchen Nachteulen ſich verſitzen zu laſſen. Ihn lockte die Freiheit und das Licht, Dinge die eben damals an der Seite des Eſprits zu finden waren, deſſen glänzender Erſcheinung er denn auch begeiſtert zuſtrömte, um ihr in der Perſon Rahel's ſeine Huldigung darzubringen. Rahel ſtand in Beziehung zu Gentz, und durch dieſe Beziehung war Gentz zu Heine geleitet, der ſo recht der Dichter ſeines Herzens wurde.

Heine, der leichtlebige, frivole, der Schönheit und dem Genuß ergebene Poet, welcher mit der Freiheit liebäugelte, aber gerne ihre Apoſtel verketzerte und recht eigentlich im Esprit aufging, ſchmeichelte und kitzelte dem Geſchmacke von Friedrich Gentz, wenn er ihn zuweilen auch abſtieß und unheimlich berühren mochte, denn Heine behielt immer aus ſeiner romantiſchen Abſtammung etwas Mitternächtliches, die Neigung zum Todten und Schauerlichen, welche im Alter zunahm.

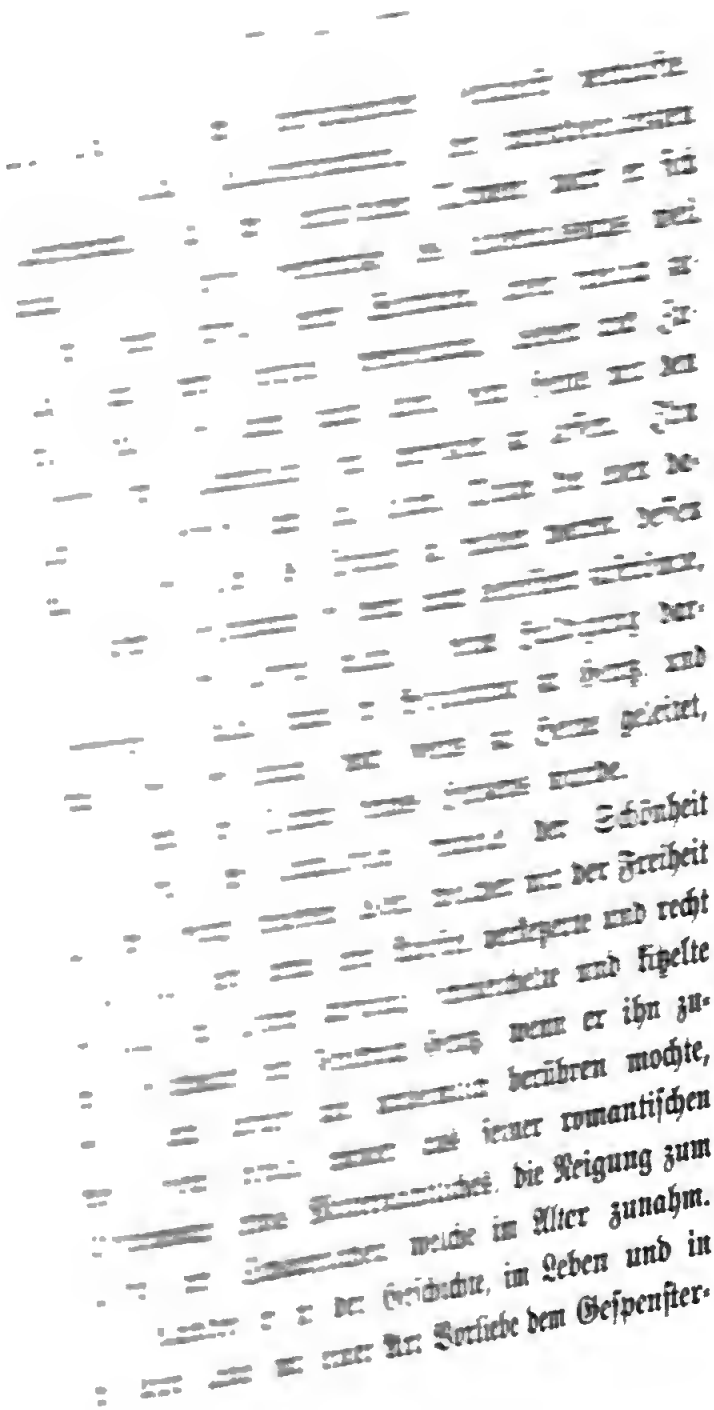
Nachdem er in der Geſchichte, im Leben und in der Kunſt lange mit einer Art Vorliebe dem Geſpenſter-

haften nachgegangen, ward er zuletzt ſelbſt zu einer Art Geſpenſt, ein Geſpenſt, das kichernd im langen Leichenlaken durch unſere Literatur ſpukte und im „Romanzero“ ſich gleichſam ſelbſt ſeinen Leichenſchmaus gab. Zu dieſem Leichenſchmauſe hatte er alle ſeine alten Feindſchaften und Sympathien, alle ſeine Jugendſünden und todten Bräute eingeladen. Ein Robert der Teufel der Literatur, hatte er die tanzenden Nonnen aus dem Kloſter, in dem er in wildem Frevelmuthe einſt das grüne Reis vom Grabe der blauen Romantik brach, in ſein Sterbegemach zu Gaſte geladen. Man erſtaunt, ja mehr, man erſchrickt zu Zeiten, ihn in ſeinem Haß, wie in ſeiner Zueignung ſeltſam veraltet zu finden. Noch immer waren es der arme Maßmann, der alte Jahn, der gute Raumer, Herwegh und Dingelſtedt, die herhalten mußten. Auch dem edlen Platen ließ er keine Ruhe. Ungroßmüthig ſuchte er noch am Leichentuche dieſes großen Dichters zu zerren, den er doch endlich unbehelligt hätte laſſen ſollen. Es iſt gar widerwärtig, einen bedeutenden Menſchen durch ſein ganzes Leben hindurch eine kleinliche Rachſucht gegen einen mächtigen, ebenbürtigen Geiſt mit ſich fortſchleppen zu ſehen, auch dann noch widerwärtig, wenn dieſe Rachſucht einen ſo weſentlichen Grund hat, als er hier in der Natur und Richtung dieſer beiden Dichter gegeben liegt. Platen haßte den Esprit und

auch noc
Staat l
beständi
Mal üb
nach fr
D
land"
der wi
deren
Neben
Börn
Witz u
zu Ze
Gemüt
Versch
Wesen
spröde
mit U
Cerva
ansieh
anzust

arme,
schein
Affekt
furcht

[illegible]



der Schönheit
der Freiheit
verletzte und recht
und kitzelte
wenn er ihn zu-
berühren mochte,
seiner romantischen
die Neigung zum
welche im Alter zunahm.
der Geschichte, im Leben und in
einer Art Vorliebe dem Gespenster-

Digitized by Google

hafter nachgegangen, ward er zuletzt selbst zu einer Art Gespenst, ein Gespenst, das kichernd im langen Leichenlaken durch unsere Literatur spukte und im „Romanzeros“ sich gleichsam selbst seinen Leichenschmaus gab. Zu diesem Leichenschmause hatte er alle seine alten Feindschaften und Sympathien, alle seine Jugendsünden und todten Bräute eingeladen. Ein Robert der Teufel der Literatur, hatte er die tanzenden Nonnen aus dem Kloster, in dem er in wildem Frevelmuthe einst das grüne Reis vom Grabe der blauen Romantik brach, in sein Sterbegemach zu Gaste geladen. Man erstaunt, ja mehr, man erschrickt zu Zeiten, ihn in seinem Haß, wie in seiner Zueignung seltsam veraltet zu finden. Noch immer waren es der arme Maßmann, der alte Jahn, der gute Raumer, Herwegh und Dingelstedt, die herhalten mußten. Auch dem edlen Platen ließ er keine Ruhe. Ungroßmüthig suchte er noch am Leichentuche dieses großen Dichters zu zerren, den er doch endlich unbehelligt hätte lassen sollen. Es ist gar widerwärtig, einen bedeutenden Menschen durch sein ganzes Leben hindurch eine kleinliche Rachsucht gegen einen mächtigen, ebenbürtigen Geist mit sich fortschleppen zu sehen, auch dann noch widerwärtig, wenn diese Rachsucht einen so wesentlichen Grund hat, als er hier in der Natur und Richtung dieser beiden Dichter gegeben liegt. Platen haßte den Esprit und

rettete ſich vor ihm gewiſſermaßen nach Italien, wo er ihm nur in der Vertheidigung eine Art von Rechnung trug, zu der er ſich durch die Angriffe des Esprits genöthigt ſah. Der ernſte, ſtraffe Karl Immermann, deſſen Talent die rechte Stellung nicht finden konnte und welcher damals vom Esprit kordial unter den Arm genommen, davon geſchmeichelt, eine Zeit lang neben Heine literariſch hinſchlenderte, machte den erſten Ausfall auf Platen und deſſen Ghaſelen in einem pikanten Diſtichon, das jenen dann wieder zur maßloſeſten Feindſchaft reizte und woraus ſich die Veranlaſſung zu einer langen und von ſeiten Heine's ſehr witzig, aber gemein geführten Fehde ergab, zu einer Fehde, die wir über das eine Grab hinaus bis zu dem andern dauern ſehen. Heine, der es in ſeinen Gedichten ſo vielfach mit Todten zu thun hat, liebte es auch, ſich mit ſeinen Feinden, beſonders gern erſt, wenn ſie geſtorben waren, einzulaſſen. Das Begrabene hatte den weſentlichſten Reiz für ihn, und das wird an dieſem Dichter ewig charakteriſtiſch bleiben, der dadurch in ſeinen Schriften gewiſſermaßen immer eine nächtliche Heerſchau abhält, wie Zedlitz ſie in ſeinem bekannten Gedicht beſungen. Der von uns geſchilderte Esprit iſt in der Geſtalt Heinrich Heine's ſelbſt bei dieſer Mondſcheinrevue der kleine, bleiche, teufliſche Kaiſer, der im grauen, verblichen glitzernden Mantel auf dem ſchwarzen Pferde der

Romantik ſitzt und den raſenden „Galopp vom Erhabenen zum Lächerlichen" vor der Front ſeiner Gedankengeſpenſter ausführt.

Heine's ganze Herrſchaft in der modernen Literatur iſt gewiſſermaßen das Kaiſerreich des Esprits, als deſſen erſter General und Oberſtallmeiſter Ludolph Wienbarg gelten muß, der in der Poſition eines literariſchen Winkelried's die Speere der alten Zeit ergriff und Miene machte, ſie in ſein Herz zu bohren, um der Idee einer neuen Zukunft, die, wie wir geſehen haben, aus dem Haupte der Rahel Levin entſprungen, eine Gaſſe mitten durch die Welt zu bahnen. Seine „Aeſthetiſchen Feldzüge", die dem Jungen Deutſchland, das hier zuerſt auftaucht, gewidmet ſind und das Beſtreben zeigen, die Aeſthetik in das nationale Bewußtſein der Deutſchen aufgehen zu machen, d. h. ſich Mühe geben, den Begriff des Schönen aus der Nationalität heraus und in die Nationalität hinein zu entwickeln und welche alſo gewiſſermaßen die Schönheit der Kunſt zum Vorläufer und Genius der Freiheit erklären, eben dieſe „Aeſthetiſchen Feldzüge" athmen in einem ſtolzen, kühnen und oft von der edelſten Begeiſterung ſchwungvoll gehobenen Periodenbau ganz jene drängende Kraft und Sehnſucht nach einer neuen Epoche, oder wie es die Rahel nennt, „nach einer neuen Erfindung", die wir ſchon an dieſer wahrzunehmen und hervorzuheben

Gelegenheit fanden. Seine achte Vorleſung beginnt Wienbarg mit den Worten:

„Die Manifeſtation einer neuen Anſchauungsweiſe und damit eines neuen Lebens, einer neuen Kunſt und Poeſie iſt, wie wir am Beiſpiel der griechiſchen und chriſtlichen ſehen, kein momentaner Akt, der ſich ſofort aller geſchichtlichen Elemente bemächtigte und die Formen der früheren Anſchauungsweiſe auf einmal zertrümmerte, ſondern ein progreſſiver Akt, dem nur allmählich die Ueberwältigung und Ausſcheidung der zuckenden, abgeſtorbenen Lebensreſte gelingt. Es verharrt die Zeit ſo lange im Verpuppungszuſtande, bis ihr unter der Decke die Flügel ausgewachſen ſind; ſie dehnt ſich, lockert ſich, erwartet den Augenblick — dann koſtet es nur einen Sonnenſtrahl, vielleicht den erſten nach ſchwerem Gewitter, und geſprengt iſt der alte Leib und die Pſyche der Menſchheit athmet wieder die Freiheit ein.

„In ſolch verpupptem Zuſtande erſcheint uns die Gegenwart. Sie trägt noch die Larve der alten Zeit, die häßliche, runzlige Larve und das Leben, das ſich im Innern entfaltet, iſt nur noch ein hüpfender Punkt, iſt noch gemiſcht aus Seufzern der Hoffnung und Seufzern des Schmerzes. Aber es iſt ein neues Leben, ſo gewiß und wahrhaftig, als das alte todt iſt und nur noch mit geſpenſtiſcher Hülle das junge drückt, verſchließt und beängſtigt.“

Gegen dieſe Beängſtigung, dieſen Verſchluß und Druck der alten Zeit auf das neue Leben, die neue Erfindung ſuchte der Esprit mit allen Leibeskräften und auch in dieſen „Aeſthetiſchen Feldzügen“ anzugehen. Zwar iſt der Witz und alles, was ſonſt den Esprit glänzend macht, in Wienbarg's Vorleſungen nicht in dem Grade vorhanden, wie in Rahel, Börne und Heine. Aber dieſe Elemente ſind überhaupt in der Gruppe der Autoren, deren Vorkämpfer Wienbarg war, nur in ſehr untergeordneter Weiſe aufzufinden, wie ſie denn alle mehr das Weſen, als die Manier des Esprits beſitzen, und nicht ganz ſo blitzend, ſchillernd und phänomenartig, als die erſten Ausläufer deſſelben, aber dafür geſchloſſener, nachdrücklicher wirkſamer und in der Richtung einheitlicher erſcheinen.

Es iſt bekanntlich der deutſche Bundestag zu Frankfurt a. M. geweſen, der durch das Verbot der Schriften von Heine, Gutzkow, Laube, Mundt und Wienbarg das ſogenannte „junge Deutſchland“ 1835 aus der Taufe gehoben hat. Natürlich jedoch waren es weder Fürſt Metternich, noch die anderen armſeligen Staatsmänner jener traurigen Niedergangszeit, welche die innere Zuſammengehörigkeit dieſer Schriftſtellergruppe entdeckten, ſondern Wolfgang Menzel, der Franzoſenfreſſer, war es, der mit ſeiner literariſchen Spürkraft die gemeinſame Richtung dieſer jungen Geiſter

zuerſt auffand und weil er ſie erfüllt von dem revolutionären Sturm und Drange der pariſer Ideen antraf, ſie zum Heil des Vaterlandes meinte, in Acht und Bann thun zu müſſen.

Wolfgang Menzel, ein Mann von durchweg patriotiſcher Geſinnung aus der Schule Arndt's und Jahn's, poetiſch begabt und derben, kernhaften Naturells, hatte ſich im Cotta'ſchen „Morgenblatte" zu Stuttgart durch kritiſche Schärfe und fanatiſchen Eifer gewiſſermaßen zum Großinquiſitor der deutſchen Literatur gemacht. Er war ſo zu ſagen Feuer und Flamme in ſeinem Amt. Er fühlte ſich berufen „das Seinige zu thun", und obſchon ihm vielfach eigennützige und launenhafte Geſinnungen von ſeinen zahlreichen Gegnern untergeſchoben wurden, liegt doch kein Grund vor anzunehmen, daß ihn etwas Anderes, als ſeine Ueberzeugung geleitet habe. Man muß ſich erinnern, daß er als Jüngling die Befreiungskriege von 1813 als Freiwilliger mitgemacht hatte und eifriger Turner unter Jahn's Leitung geweſen war. Frankreich war ihm verhaßt und ihm deswegen auch der Liberalismus zuwider, der dort in Blüthe ſtand und von Börne, Heine und deren Anhange nach Deutſchland eingeführt wurde. Unduldſam wie alle ſyſtematiſchen Köpfe, entbrannte er in hellen Zorn und wild auflodernde Entrüſtung über die jungen, verwegenen Leute, die ſich

einfallen ließen in Deutſchland für den „Reaktionär" Goethe und in Frankreich für die Freiheit zu ſchwärmen. Mit wuchtigen Auslaſſungen ſeiner Kritik fiel er über ſie her und weil ſie nicht hören wollten, ſollten ſie fühlen: darum denunzirte er ſie an die Staatsgewalt, als gefährlich für Religion, Sitte und Vaterland.

Als Mann von Fach und Kenner fand er glücklich die Haupträdelsführer und Tonangeber heraus und ſchloß ſie in den von Wienbarg erfundenen Kollektiv-Namen „Junges Deutſchland" zuſammen, ſie unter dieſem, trotz aller Proteſte der Einzelnen, den Strafedikten des Bundestages überantwortend.

Es waren Heinrich Heine, Ludolph Wienbarg, Theodor Mundt, Karl Gutzkow und Heinrich Laube, die in dieſer Art zu einem ſtaatsgefährlichen Bunde geſtempelt wurden, Guſtav Kühne, Hermann Marggraff, Ernſt Willkomm, Alexander Jung und Andere als Gefolge hinter ſich.

Allen voran ſtand zu Anfang Wienbarg. Er iſt der Erfinder des „Jungen Deutſchlandes", der Ausgeber ſeines Loſungswortes.

Wienbarg, der die Nationalität als die wahre und echte Quelle der Poeſie erkennt und es ſchmerzlich beklagt, daß ſelbſt im genialſten und blühendſten Zeitraume unſerer Literatur die Poeſie unſerer Dichter immer nur das Mädchen aus der Fremde, nicht aber

die eingeborene, mit den Kindern der Heimath aufgewachsene Tochter des Landes war. Wienbarg klagt für den Verfall der Kunst ausschließlich auch nur das schlechte, nichtige und erbärmliche Leben seiner Gegenwart an. „Armselige Moralisten," ruft er, „die auftreten und den Leichtsinn der Kunst anklagen, der in unserer Zeit immer mehr einreiße und um sich greife. Tretet beschämt zurück und schweigt; denn wo noch in der Gegenwart der schönere Funke der Natur, der Wahrheit und der Freiheit hervorbricht, da sieht man ihn überall eher in Gesang und Gedicht, als im Leben, das unter der schalen, gedankenlosen und leichtfertigen Oberfläche nur erst spärliche Lichter durchzucken läßt. Nicht die Kunst ist es, die das Leben, das Leben ist es, das die Kunst verdirbt und zu allen Zeiten, zu den schlechtesten unter Nero, ist diese noch immer besser und heiliger gewesen, als jenes."

Jenes, das Leben eben als die Schule und das Unglück der Literatur und Kunst anzuklagen, ist so recht eigentlich das Moment, das der Esprit erfaßt und in sich zur Erscheinung gebracht hat. Der Esprit, der einer gewissen Unlust des Geistes, die dieser an Welt und Menschheit empfand, seine Entstehung verdankte, hat diese Entstehung nie verleugnet und sie in der prickelnden Unzufriedenheit, dem Weltschmerz und der Zerrissenheit blosgelegt, die wir in seinem Gefolge Platz

greifen ſehen und wovon Wienbarg ſelbſt in ſeinem Werke die eingehendſte Schilderung giebt.

„Welches Merkmal iſt es," ſagt er darin unter anderem, „das die Aeſthetik der neueſten Literatur, die Proſa eines Heine, Börne, Menzel, Laube von früherer Proſa unterſcheidet? Ich möchte ein Wort dafür geben und ſagen, dies Merkmal iſt die Behaglichkeit, die ſichtbar aus der Goethe'ſchen und Jean Paul'ſchen Proſa ſpricht und die der neueſten fehlt. Jene früheren Großen unſerer Literatur lebten in einer von der Welt abgeſchiedenen Sphäre, weich und warm gebettet in einer verzauberten idealen Welt, und ſterblichen Göttern ähnlich auf die Leiden und Freuden der wirklichen Welt hinabſchauend und ſich vom Opferduft der Gefühle und Wünſche des Publikums ernährend; die neueren Schriftſteller ſind von dieſer ſichern Höhe herabgeſtiegen; ſie machen einen Theil des Publikums aus, ſie ſtoßen ſich mit der Menge herum, ſie ereifern ſich, freuen ſich, lieben und zürnen, wie jeder Andere; ſie ſchwimmen mitten im Strom der Welt und wenn ſie ſich durch etwas von den Uebrigen unterſcheiden, ſo iſt es, daß ſie die Vorſchwimmer ſind, und ſei es nun trocken und elegant auf dem Rücken eines Delphins, wie Heine, oder naß und beſpritzt, wie Börne, den Geſtaden der Zukunft entgegen eilen, welche die Zeit für „ihre heſperiſchen Gärten glücklicher Inſeln" anſieht.

„Behaglichkeit ist in solcher Lage und bei solchem Streben nicht wohl denkbar; die Schriftstellerei ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung der Phantasie mehr; sondern der Geist der Zeit, der unsichtbar über allen Köpfen waltet, ergreift des Schriftstellers Hand und schreibt im Buch des Lebens mit dem ehernen Griffel der Geschichte; die Dichter und ästhetischen Prosaisten stehen nicht mehr, wie vormals, allein im Dienst der Musen, sondern auch im Dienst des Vaterlandes, und allen mächtigen Zeitbestrebungen sind sie Verbündete. Ja, sie finden sich nicht selten im Streit mit jenem schönen Dienst, dem ihre Vorgänger huldigten, sie können die Natur nicht über die Kunst vergessen machen, sie können nicht immer so zart und ätherisch dahinschweben; die Wahrheit und Wirklichkeit hat sich ihnen zu gewaltig aufgedrungen und mit diesen muß ihre Kraft so lange ringen, bis das Wirkliche nicht mehr das Gemeine, das dem Ideellen feindlich Entgegengesetzte ist. Daher begreift sich denn auch, woher diese Quelle der Behaglichkeit, welche über Goethe's Kunstprosa, über Jean Paul's Humor so ruhig und lieblich hinfließt, und der selbst diesem, so unkünstlerisch er auch zu Werke geht, weit mehr die Empfindung der Ruhe und Befriedigung mittheilt, welche mit dem Anschauen klassischer Werke verknüpft ist, als den Heine'schen Kunstprodukten."

Die Heine'ſchen Kunſtprodukte oder, genauer genommen, eigentlich nur die Heine'ſche Proſa iſt es denn auch, mit deren Betrachtung und Lobpreiſung Wienbarg ſeine „Aeſthetiſchen Feldzüge“ abſchließt. Dieſe Proſa gilt und muß ihm natürlich als die neue Aera gelten, in welche die moderne Literatur getreten iſt. Sie war und iſt ja der vollſte Ausdruck, die ſolenneſte Offenbarung des Esprits, von dem er ſelber beſeelt iſt und welcher eine neue Gewandung, gewiſſermaßen eine Häutung oder Mauſerung des Styls an ſich erlebend und durchmachend, zu dem Glauben und der Ueberlegung gelangt, daß allein nur noch in der Proſa die Zukunft unſerer Literatur beruht. Theodor Mundt, dieſem Zuge folgend, ſchrieb damals ſein bemerkenswertheſtes Buch: „Die Kunſt der deutſchen Proſa“, das ihn in den Verdacht brachte, der Entwickelung und Geltung der Poeſie und namentlich der Lyrik ein feindliches Element entgegen geſtellt zu haben, ein Verdacht, von dem er ſich zu reinigen verſuchte, aber doch ohne aus ſeinem intereſſanten und ſchön geſchriebenen Werke den Grundgedanken wegleugnen zu können, daß er „literariſche Keime nur noch in der Proſa, nicht im Verſe vermuthe“.

„Es iſt recht betrübt,“ ruft Gutzkow in einer Beſprechung dieſer Sache etwas boshaft aus, „daß Laube“ (welcher ſich Mundt's Ausſpruch anſchloß) „und

Mundt keine lyriſche Dichterkraft in ſich beſitzen, aber ein wunderlicher Hochmuth, wenn ſie deshalb Andern ſie verkümmern wollen.“

Dieſer Hochmuth in der Verkümmerung lyriſcher Dichterkraft, den ſich Mundt und Laube, auf Wienbarg fußend, zu Schulden kommen ließen und der beſonders dadurch etwas Schielendes erhält, daß alle dieſe Autoren entweder gar keine Gedichte oder nur Gedichte von ſehr geringem poetiſchen Werthe zuſtande zu bringen vermochten, dieſer Hochmuth iſt uns nicht nur darum theuer zu ſtehen gekommen und verderblich geworden, weil er mit Wienbarg an der Spitze die Jugend Geringſchätzung gegen einen Dichter wie Platen lehrte, ſondern noch mehr deswegen, weil er auch jener Verslümmelei Thür und Thor öffnete, die uns vielfach ſo widerlich anekelt und ſelbſt bei Heine zuletzt einen Grad der Läſſigkeit erreicht hat, in dem ſie kaum noch zu ertragen geht. In ſeinem „Romanzero“ kommen unter andern folgende Verſe vor:

„Geputzte Hofdamen. Die meiſten ſtehn,
Auf Tambourets andere ſitzen.“

oder:

„Auf des Baumes-Aeſten ſchaukeln
Große Vögel. Ihr Gefieder
Farbenſchillernd . . . .“ u. ſ. w.

Dies ſind doch kaum noch Verſe zu nennen, und

wenn Alfieri in ſeinem Leben von einem italieniſchen Abbé erzählt, daß er gemeint habe, die Proſa ſei die Amme des Verſes, ſo hat die Heine'ſche doch etwas zu viel von ſeiner Ammenmilch eingeſogen.

Wie verderblich ſein Beiſpiel aber und die Geringſchätzung wirkte, die das Junge Deutſchland gegen die Poeſie zu Tage legte, brauchen wir uns wohl keine Mühe zu geben darzuthun. Der flüchtigſte Blick auf die moderne Dichtkunſt zeigt uns da eine Verwilderung und einen Sansculottismus der Form und des Maßes, die wahrhaft entſetzlich ſind und uns mit einer nicht geringen Genugthuung zu den Gedichten Platen's zurückflüchten laſſen, deſſen Verſe in meiſterhaften Konſtruktionen wie korinthiſche Säulen der Metrik ſtehen.

Die Vortheile und der Gewinn, welche der Proſa zugeſtandenermaßen durch den Esprit, d. h. durch Börne, Heine und das ganze Junge Deutſchland zutheil geworden ſind, ſind wir weit davon entfernt, für gering anzuſchlagen. Im Gegentheil bekennen wir gern, daß unſere Sprache durch ſie eine ganz neue Lebensfähigkeit gewonnen und für den Ausdruck der Zeit und des Lebens eine viel möglichere Geiſtesverrichtung geworden iſt. Allein wenn die Mißachtung, die ſich alle dieſe Autoren und faſt der geſammte Esprit gegen die Poeſie zu Schulden kommen ließen, nicht verhängnißvoller und ſchlimmer für unſere Literatur geworden iſt,

als es denn doch der Fall gewesen, so ist dies einzig und allein dem gesunden Takt und dem guten Genius unseres Volkes zuzuschreiben, das von jeher stark genug war, auch selbst die schlechtesten Geistes- und Geschmacksrichtungen eine Weile über sich hingehen zu lassen, ohne tief und bis ins Innerste davon nachhaltig betroffen zu werden.

Gehen wir jetzt nach dieser Abschweifung von unserm eigentlichen Thema auf Wienbarg, den ersten Anreger und Anstifter dieses literarischen Intermezzo's zurück, so haben wir von ihm zu sagen, daß er in sich eine tapfere, kühngemuthete und gesunde Natur war, eine Natur, die einen gewissen Heroismus für die Literatur mitbrachte und sich zuerst darin in einer Art Gladiatorenpositur aufstellte, nachdem aber schlaff in sich zusammensank und in jene Verkommenheit gerieth, welche einen seiner Genossen nachträglich zu dem bittern Ausspruch veranlaßte: „Er trank gern Champagner, ging gern über die Felder spazieren und lag auch gern wieder müssig daheim auf seinem Sopha. Es waren dies lauter zeitraubende Eigenschaften, die ihn nur sehr wenig zum Schreiben kommen ließen. Auch wußte Wienbarg in der That nicht, für wen er eigentlich in Deutschland die Feder ansetzen wollte, und sein edles Gesicht röthete sich mit leidenschaftlicher und stolzer Gluth, wenn er auseinandersetzte, warum er so un-

endlich faul ſei und den Literaturgeſchichtſchreibern wenig Mühe zu machen gedenke."

Mundt, in deſſen Literaturgeſchichte ſich dieſe Stelle befindet, giebt von dieſer literariſchen Vereinſamung und Verſandung Wienbarg's wohl darin die beſte Erklärung, daß er von ihm ſagt: „Wienbarg blieb im Schwerpunkt ſeiner hohen, idealen Lebensanſicht gefangen; ſie in die Peripherie mit Lebendigkeit zu entwickeln, ſchien es ihm oft an Luſt zur Welt und an Vertrauen zu ſeiner Zeit zu fehlen."

Und in der That, es ſcheint, daß, nachdem Wienbarg der Zeit und dem nationalen Leben die die Kunſt und die Literatur verjüngende Kraft zuerkannt und ſeine, beide Elemente löſen ſollende Zauberformel darüber ausgeſprochen, ſich ſtolz und majeſtätiſch in die Wogen der Gegenwart ſinken ließ in der Erwartung, daß irgend ein ſchwimmender Delphin oder ſonſt ein Meerwunder der Geſchichte kommen und ihn auf ſeinem Rücken zu den Geſtaden der Zukunft hinüberführen werde, auf denen er die heſperiſchen Gärten der glückſeligen Inſeln mit ſo vielen Anderen zu ſehen erhoffte; eine Hoffnung, die ſich wie viele andere, nicht erfüllt hat. Wienbarg iſt es wie den meiſten Erfindern gegangen: man hat ihn faſt über ſeiner Erfindung vergeſſen. Er ſchuf den Namen des Jungen Deutſchlands, er warf ſich wie ein literariſcher Held auf der

Uebergangsbrücke zur Neuzeit einer abgestandenen Literatur und Welt entgegen, aber obschon er alle Schlachten des Zeitgeistes mitfocht und die echte Größe des Feldherrn zeigte, ist ihm niemals der eigentliche Purpur des Ruhmes zutheil geworden. Der Kaisermantel der Espritperiode fiel auf die Schultern Heine's und von ihm wird sie, wie die „Grenzboten" wohl richtig behauptet haben, einst ausschließlich den Namen empfangen.

Wienbarg zunächst in der Gruppe jener Schriftsteller, welche man als Junges Deutschland bezeichnet hat, steht der schon mehrfach von uns genannte Theodor Mundt, ein Autor, der in seinen jüngeren Jahren eine außerordentliche Beweglichkeit des Geistes zeigte und gewissermaßen als der Ceremonienmeister im jungen Hofstaat des Esprits angesehen werden darf. Es hat keine neue Idee und Richtung in der ganzen Epoche gegeben, die nicht durch ihn mit einer gewissen Grazie hoffähig gemacht und seinem Souverain oder seiner Souverainin, denn der Esprit hat nie seinen Ursprung verleugnet und immer in seinen besten Darlegungen etwas Weibliches, in seinen schlechtern etwas Weibisches behalten, zugeführt worden wäre.

Seine „Spaziergänge und Weltfahrten", seine „Völkerschau auf Reisen" sind Werke, die leicht und anziehend geschrieben, des Geistreichen und Glänzenden

viel enthalten und im wahren Sinne die Welttour des Esprits ſind, der darin in ſchillernder und koketter Weiſe ſeine Erfahrungen und Anſchauungen niederlegt. Die verſchiedenen Zeitſchriften „Dioskuren", „Freihafen" u. ſ. w., welche Mundt herausgab und redigirte, ſind ſpäter die Galakaroſſen geweſen, in denen er, mit einem großen Gepränge belletriſtiſcher Lakaien, die Tendenzen von wirklichem Adel mit vielen Zeit-Emporkömmlingen zu Hofe fuhr. Sein Benehmen und Verhalten dabei war ein anmuthig vermittelndes und da, wo die höhere Konvenienz verletzt wurde, ein ritterlich abwehrendes und ſolches, das ſich nicht ſelten zum begeiſtertſten Pathos emporſchwang.

Von dieſem Pathos ſind ſpäter auch ſeine Vorleſungen auf der Berliner Univerſität beſeelt geweſen, die in einer aufſtachelnden und prickelnden Weiſe eine große Zugkraft auf die akademiſche Jugend ausübten und den Esprit in Nacheiferung Wienbarg's auf den Katheder verſetzten. Die ſtrenge Wiſſenſchaft war in dieſen Vorträgen ganz durchtränkt von der ätzenden Eſſenz dieſes Esprits und bis zu jener Schärfe und herausfordernden Revolutionsluſt hinaufgetrieben, die wir kurz vor 1848 an allen Darlegungen des Esprits wahrnehmen können.

Hauptſächlich intereſſant iſt Mundt aber als Zeuge und Chroniſt einer Tragödie, die ſich finſter und blutig

unter seinen Augen abspielte und welche bei einer Literaturschilderung unserer Zeit durchaus nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf.

Ehe wir diese selbst aber und in ihr als Heldin eine höchst eigenthümliche Frau in Betrachtung ziehen, wird es für das Verständniß nöthig, das Weib und sein ganzes Wesen im allgemeinen um jene Zeit uns vor Augen zu führen.

Wir haben dargethan, daß die Espritperiode in unserer Literatur hauptsächlich aus und mit dem Einflusse einer geistreichen und bedeutenden Frau, jener Rahel Levin nämlich, entstanden sei, die wir bereits eingehend besprochen. Natürlich war damit nur die hervorleuchtendste Erscheinung des andern Geschlechts als Vertreterin genannt und es blieb selbstverständlich anzunehmen, daß die Frauenwelt insgesammt um jene Zeit in eine veränderte Stellung gelangt war.

Zwei Momente sind es, welche diese Veränderung der Stellung besonders veranlaßt haben, ein allgemein geschichtlicher: die französische Revolution, und ein speziell deutscher: die Goethe'sche Art der Frauendarstellung.

Die französische Revolution, die nach so vielen Seiten hin neue Impulse gab, gab sie auch dem weiblichen Geschlechte. Nicht nur daß einzelne Frauen, wie die unglückliche Marie Antoinette, die Roland, die

Theroine de Mericourt, die Charlotte Corday, eine hervorragende Bedeutung gewannen, auch die Gleichberechtigung des Weibes mit dem Manne ward öffentlich und leidenschaftlich zuerst zur Erörterung gebracht.

Die Staël ist eine Hauptgestalt jener ganzen Bewegung und Zeit. Memoiren erzählen, daß Napoleon, als er nur noch General der Republik war, zur Staël gesagt habe: Ich liebe nicht, daß Frauen sich mit Politik befassen, und sie ihm geantwortet: In einem Lande, in dem man den Frauen den Kopf abschlägt, ist es doch wohl natürlich, wenn sie Lust haben zu erfahren, warum.

Napoleon hat darauf nichts zu entgegnen gehabt, seitdem aber die Staël gehaßt, sie verfolgt und aus Frankreich verbannt. Er wollte die Frau nicht mitreden lassen, sie unterdrücken. Napoleon wußte mit Frauen nicht viel anzufangen, am wenigsten, wenn sie geistreich waren. Die Königin Luise von Preußen machte ihn bekanntlich verlegen, selbst da er als Sieger vor ihr stand.

Die Staël war aber keine Frau, die sich unterdrücken lassen wollte. In ihrer Verbannung kam sie nach Deutschland, um sich hier geistige Unterstützung zu suchen. Sie ahnte vielleicht früher als die Deutschen selbst, daß ihr Land allein die Mittel zur Vernichtung Napoleons enthielt. Sie appellirte an den deutschen

Idealismus und weckte dadurch in dem Kaiser jenen Zorn gegen die Ideologen, dem er so vielfach Luft gemacht hat.

„Napoleon eroberte mit Kanonen," sagte Wienbarg. „Frau von Staël hatte keine andere Kanone als Herrn von Schlegel." Und mit dieser Kanone eroberte sie einen großen Theil von dem Wissen und der damaligen Philosophie in Deutschland. Durch diese Eroberung mächtig und stark geworden, stellte sie in ihrem Buche De L'Allemagne dem Materialismus in Frankreich und seinem kaiserlichen Repräsentanten den deutschen Idealismus und den ganzen kantischen Kritizismus als jene Revolution des Geistes oder jenen Geist der Revolution entgegen, gegen den alle Bajonnette der alten Garde nichts ausrichten konnten, wenn er allgemein und zur Geltung gekommen, ins Bewußtsein des Volkes ging. Das französische Volk, das von jeher gewohnt gewesen ist, sein Denken auch thatsächlich in die Erscheinung treten zu lassen, hat allerdings zunächst unter dem Drucke des ersten Kaiserreiches den gegnerischen Zündstoff nur auf den Boden der Literatur zu übertragen vermocht, damit aber doch jene französische romantische Schule begründet, die sich später mit Victor Hugo wildschäumend und brausend genug unter dem Sockel der französischen Klassiker, Corneille, Racine und Molière, hervorgewühlt und eine neue

Literatur geſchaffen hat. Dieſer neuen Literatur Frankreichs iſt die Staël ungefähr das geworden, was unſerer Espritperiode die Rahel war.

Frau von Staël war unglücklich verheirathet und ihre Ehe nur eine konventionelle Abmachung, die ſie zu jener ſozialen Mißſtimmung brachte, aus welcher heraus ſie ihre Romane „Delphine" und „Corinna" ſchuf. „Frau von Staël war erfüllt von den höchſten Idealen der Liebe und Ehe, wie alle dieſe Frauen, welche an der Stellung ihres Geſchlechts zur Geſellſchaft zu Dichterinnen oder Märtyrinnen geworden ſind." In ihren beiden, von uns ſoeben genannten Romanen giebt ſie alle jene Konflikte zwiſchen Sitte, Liebe und dem moraliſchen Geſetz, denen eine bedeutend angelegte weibliche Natur in Verhältniſſen, wie den ihrigen, unterworfen ſein mußte. Dieſe Verhältniſſe ſind ſpäter, beſonders von Aurora Dudevant, die zu Ehren der Liebe, die ſie für den Schriftſteller Sandeau empfand, die erſte Silbe in deſſen Namen zu dem ihrigen machte, indem ſie ſich George Sand nannte, auf eine geniale, aber nicht ſelten auch eben ſo verwegene Art ausgebeutet, zum ſchwindelnden Vorwurf literariſcher Hervorbringungen gemacht worden.

In Deutſchland ſelbſt hat Goethe mit ſeinem „ewig Weiblichen" und ſeinen ſozialen Romanen „Werther's Leiden", „Wahlverwandtſchaften" und

„Wilhelm Meiſter“ der Entwickelung und Herauslebung des Weibes weſentlichen Vorſchub geleiſtet. Das Weib, das Klopſtock in ſeinen Oden für die Literatur nur erſt erahnte und erſehnte, Leſſing freilich ſchon in ſeiner Höhe und Tiefe begriff, Schiller idealiſch ſich vorſchweben ſah, Goethe ſchuf es zuerſt, das volle, mit Blut und Leben ausgeſtattete Weib des neunzehnten Jahrhunderts, und machte es mit dieſer Schöpfung zum Staunen und Wunder der Welt, aber zugleich auch in ſich ſelbſt bewußt und erkenntnißreich.

Die erſten Tage dieſer Epoche ſind große erhabene Momente, wo auf das Weib noch das Hölderlin'ſche Motto „ſtill und bewegt“ als anwendbar gelten darf. Man ſieht da noch jene ſchönen weiblichen Weſen, „die nicht gar zu originell, nicht all zu übergeiſtigt, mit roſigem Ernſt und einer gewiſſen Anmuth in der Langſamkeit des Begreifens, ſinnig zuhörend und achtſam auf die Reden der Männer lauſchend, aus tiefſter Naivität zuweilen dialektiſche Momente ſpenden, die der Debatte eine neue Wendung geben.“

Frau von Stein, die Schweſtern Jakobi's, die Frau von Laroche, Caroline von Wolzogen und viele Andere ſind Geſtalten, auf deren Charakter- und Lebensſchilderung unſer Auge mit einer ruhigen Genugthuung verweilt, weil wir darin noch den ganzen Liebreiz und Zauber jener Weiblichkeit finden, wie er uns aus

den Goethe'ſchen Frauenbildern ſo anmuthend entgegentritt.

Dieſe Frauenbilder, zu denen als Prototyp auch Anna Sibylla Münch zu rechnen iſt, zu der Goethe in Frankfurt in näherem Verhältniſſe ſtand, und auf deren Anregung hin der Dichter den „Clavigo“ ſchuf, ſind in dieſer von Goethe ſelbſt am beſten folgendermaßen charakteriſirt:

„Ihre Geſtalt,“ ſagt er, „war ſchön und regelmäßig, ihr Geſicht angenehm und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Geſundheit ihres Körpers und ihres Geiſtes zeugte. Sie war ſich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß ſie geſprächig geweſen wäre, konnte man in ihren Aeußerungen einen geraden Verſtand und eine natürliche Bildung erkennen.“

In dieſen Frauenbildern wie hier eines geſchildert wird, iſt noch eine gewiſſe Stille, etwas Sonntägliches der Exiſtenz. Der Lärm und die Unbehaglichkeit der Geſellſchaft haben ſie noch nicht erreicht, oder noch nicht ganz aus dem Ebenmaß der Bewegung gebracht. Ihre Pſyche ſpricht und geſtikulirt, aber ſie hat noch nicht jene Nervoſität, jene Aufgeregtheit und taumelnde Ueberreiztheit in ſich ausgebildet, die ſie ſpäter die wahren Veitstänze auf dem Forum der

Kunſt und Literatur, oder auch nur im Zirkel der geſellſchaftlichen Unterhaltung aufführen machen. Es liegt noch eine gewiſſe dämmernde Morgenröthe des Gefühls, eine ſich keuſch und nur unendlich zaghaft erſchließende Empfindung des Herzens über dieſe Frauengeſtalten ausgebreitet. Das „Ewig-Weibliche, das uns hinanzieht", weht hier noch, eingehüllt in die jungfräulichen Schleier der Werdeluſt, beim Schlag der Nachtigallen und dem Dufte der Roſen, in den goldenen Träumen des Liebelebens, das ſich in der geſunden und heitern Lyrik jener Tage ſo überaus herrlich und köſtlich ausgedrückt zeigt. Alle jene Lieder von Goethe: „Nähe des Geliebten", „Zu lieblich iſt's, ein Wort zu brechen", „Raſtloſe Liebe", „An Mignon" u. ſ. w. u. ſ. w., waren nur in jener ſchönen Entwicklungsperiode des Weibes möglich und ſtechen ſcharf gegen die Liebeslieder der ſpäteren Epoche ab, die von dieſer unbefangenen Hingabe, von dieſer argloſen Macht der Neigung keine Spur mehr haben.

Wie ſehr das klare und gerade Empfängniß für jene Goetheſche Liebeslyrik ſchon kurze Zeit danach verloren gegangen war, kann uns auf ſchlagende Weiſe die Auffaſſung zeigen, welche Rahel einem jener früheren Lieder von Goethe zutheil werden läßt. Goethe ſchickte bekanntlich ein paar ſelbſtgemalte Roſabänder an Friederike Brion in Seſenheim mit den reizenden Verſen:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute, junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebſten Kleid!
Und ſo tritt ſie vor den Spiegel
All' in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Roſen ſich umgeben,
Selbſt wie eine Roſe jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein ſchwaches Roſenband!

Wie Friederike ſelbſt dieſe Worte aufgenommen, iſt leider durch nichts dokumentirt, allein die ruhige Entſagung, mit der ſie Goethe ſcheiden ſah, ihm ſpäter wieder begegnete und überhaupt ihr Schickſal trug, läßt uns mit Grund zu der Vermuthung kommen, daß ſie in dieſen leichten und glücklichen Verſen nur den lieb-

lichen Akt einer Huldigung, den tändelnden Beleg einer liebenden Aufmerksamkeit sah und nicht die quälende und marternde Bedeutung herausnahm, welche die Rahel sich herauslieſt und worüber sie sagt:

„Ich fühlte dieſer Worte ewiges Umklammern um ihr Herz; ich fühlte, daß sie sich nicht lebendig wieder losreißen, und wie des Mädchens Herz selbſt klappte meins krampfhaft zuſammen, wurde ganz klein in den Rippen; dabei dacht' ich an ſolchen Plan, an ſolch' Opfer des Schickſals, und laut ſchrie ich, ich mußte, das Herz wäre mir ſonſt todt geblieben. Und zum erſtenmal war Goethe feindlich für mich da. Solche Worte muß man nicht ſchreiben, er nicht. Er kannte ihre Süße, ihre Bedeutung; hatte ſelbſt ſchon geblutet. Gewalt anthun iſt nicht ſo arg."

Man weiß aus Goethes Schriften, wie aus vielfachen Schilderungen jener Zeit, daß der Dichter die meiſten jener weiblichen Jugendgeſtalten, die ihm und denen er ſo viel zu ſchaffen gemacht, in ſpäterer Zeit aufgeſucht und in Ruhe geſehen und geſprochen hat. Man weiß es unter Andern von Friederike Brion, von Anna Eliſabeth Schönemann, unter dem Namen Lili bekannt, von denen die Letztere ſich anderweitig glücklich verheirathete und die Erſtere ihr einſames Loos in ſchöner und großer Entſagung würdig ertrug. Wären dieſe Frauen ſchon vom Esprit aufgeſtachelt geweſen, ſo

würde Goethe bei der letzteren nach Jahren in Straßburg nicht heiter haben zu Mittag ſpeiſen und von jener Geliebten in Seſenheim nicht haben ſcheiden können mit dem Bewußtſein, „daß er nun doch auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geiſtern dieſer Ausgeſöhnten in ſich leben dürfe“.

Dieſe Ausſöhnung und dieſen Frieden würden die zeternden, aufgeſtörten und ewig ſchreienden Empfindungen, wie wir ſie in der eben mitgetheilten Auslaſſung der Rahel finden, unmöglich gemacht haben, denn wir erſehen daraus, daß das Weib bereits das ſchöne Ebenmaß des Herzens und der Seele verloren und in jenes Stadium der Nervengereiztheit getreten iſt, das die Espritperiode unſerer Literatur charakteriſirt.

Rahel, gewiſſermaßen die Mutter dieſer Espritperiode, zeigt dies Stadium der Nervengereiztheit ſelbſt auch in der allermerkbarſten Weiſe ſchon auf. In ihr iſt Alles Zucken, Vibration des Geiſtes. Ihre Pſyche ächzt und ſtöhnt, windet und krümmt ſich in den Schmerzen einer aufgeſtachelten, nie zur Ruhe gelangenden Exiſtenz. Ihr Denken iſt ein namenloſes Weh, ihr Gefühl eine klaffende Wunde. Und während die früheren Frauen verſchwiegen mit ihrem Unglück umgehen, es ſtill in ſich einſchließen, es höchſtens zur Nacht in lautloſen Thränen auf die Kiſſen

ihres einſamen Lagers niederweinen und es nie, am allerſeltenſten einem Mann offenbaren, vor deſſen lautem Weſen, Thun und Treiben ihre keuſche Seele eine gewiſſe Scheu empfindet, ſehen wir hier in der Espritperiode und zunächſt bei Rahel von dieſer Zurückhaltung und Angſt vor dem männlichen Geiſte auch nicht die mindeſte Spur mehr. Briefe, wie ſie ſie an Männer ſchreibt, ſind vordem in Deutſchland von Frauen an Männer noch nicht geſchrieben worden. Es iſt nichts von verzagtem Kleinmuth, von verſchüchtertem Herzklopfen, von weiblicher Bangigkeit darin. Frei, groß und bis in die intimſte Empfindung offen, ſtellt ſie darin ihre Seele der des Mannes gegenüber. Es iſt ein Moment der Gleichſtellung, der ſein Imponirendes hat, aber auch ſchon den Keim der unſeligen Verwirrung zeigt, die wir ſpäter aus dieſem Verhältniß hervorgehen ſehen. Rahel ſelbſt iſt ſchon vollſtändig erfaßt von jenem Sturmwinde der Staël, von dem ſie inkommodirt wird und gegen welchen ſie ſchmerzhaft anſchreit, deſſen ſie ſich aber nicht erwehren kann, wie das vielfach aus ihren eigenen Worten zu erſehen geht. „Aus der Leidenſchaft kann ich nicht“, ruft ſie zu mehreren Malen, wenn ſie ſich Vorwürfe über ihre Exaltation macht, die denn allerdings auch eine ſehr große und immer fieberhaft erregte iſt. So ſchreibt ſie z. B. 1815 an Varnhagen aus Frankfurt a. M. über eine Begegnung mit

Goethe: „Wir fahren zu einem herrlichen Thore hinaus, an einem herrlichen Quai am Main vorbei, an kultivirten Gärten und der wohlhabenden Gegend, durch Weingefilde, im köſtlichſten, geſundeſten Wetter (wie es in zwanzig Jahren nicht war) nach einem Forſthauſe, wo man Kaffee nimmt; dort gehen wir im Walde ſpazieren; wir treten endlich aus dem Walde, ſehen eine weite, ſchöne Wieſe; am Ende ein hellbeſchienen Dorf. Der Herr fragt, ob wir das ſehen wollen. Ich ſage, die Sonne ſei ſo ſtark, lieber ſpäter; er ſagt, es iſt Niederrad, das Dorf, wovon Goethe ſo viel ſchreibt, wo er immer mit ſeinen jungen Freunden hinging. Dann wollen wir durch die Sonne, ſag' ich, und Schauder grieſelt mir über die Backen. Getroſt, fröhlich, ja zerſtreut im Geſpräch, gehen wir hin! es hat Straßen wie die öſterreichiſchen Dörfer, ich tadle das; wenig Menſchen gehen hin und wieder: ein niedriger halber Wagen, mit einem Bedienten, fährt den langſamſten Schritt; ein Herr fährt vom Bock, drei Damen in Trauer ſitzen drin; ich ſehe in den Wagen und ſehe Goethen. Der Schreck, die Freude machen mich zum Wilden; ich ſchreie mit der größten Kraft und Eile: „das iſt Goethe!“ Goethe lacht, die Damen lachen, ich aber packe die Valleutin und wir rennen dem Wagen voraus und kehren um und ſehen ihn noch einmal.“

Man muß bedenken, daß, als ſich dieſer Auftritt

ereignete, Rahel kein junges Mädchen, ſondern eine Frau in vorgeſchrittenen Jahren war, und da wird man dieſen ſich eben nur erklären können, wenn man in ihr das weibliche Weſen erkennt, das ewig im Trubel der Gefühle bleibt und ſich gewiſſermaßen davon attakirt ſieht. Sie hat von der Bettina einmal ſehr bezeichnend geſagt: „Ihr Geiſt hat ſie, nicht ſie ihn", und dieſer Ausſpruch paßt auch auf ſie ſelbſt, nur mit dem Unterſchiede, daß Bettina ſich willenlos der Lenkung ihres Geiſtes überläßt, während Rahel dagegen ankämpft, ja ſchon etwas von der dagegen angehenden Ironie hat, die wir ſpäter im Esprit ſo ausgebildet finden und welche in ihr ſchon leiſe zum Vorſchein kommt. Charakteriſtiſch dafür iſt, was ſie ſelbſt erzählt: „Ich ſah mit Frau von B. zu Töplitz im Jahre 1822 den „Prinzen von Heſſen-Homburg" aufführen. Und als der Prinz dem alten Kottwitz Muthloſigkeit vorwirft, wie der des Churfürſten Ordre nicht übertreten will, gieót der alte Brave nach, ſich zornig vertheidigend. Kottwitz ſpielte ſehr gut. Ich fing heftig an zu weinen; meine Nachbarin ſieht mich lang und verwundert an; ich wußte wohl, daß kein Menſch da weinte, und will mich vertheidigen. Vor Weinen konnte ich nicht zu Stimme kommen. „Ich will Ihnen ſagen", bringe ich endlich hervor, „warum ich weine"; ich denke, ich werde eine lange Rede halten,

ſtoße aber nur die Worte mit zerborſtenem Herzen in vollen Thränen heraus: „Ich kann keine Beleidigung ertragen!“ In demſelben Augenblicke lachen wir Beide laut auf; ich konnte vor Lachen und Weinen gar nicht aufhören. Und noch habe ich mir die Scene nie wieder gedacht, ohne zu lachen.“

Varnhagen berichtet, daß Rahel eines Morgens in ſchmerzlicher Aufregung zu ihm in's Zimmer kam und weinend ausrief: „Auguſt, ſie iſt todt!“ Man wird glauben: eine Schweſter, eine Freundin oder Verwandte, mindeſtens eine Katze oder ſonſt ein Thier. Nein, dieſer Jammer und dieſe Thränen galten der Savigné, deren Briefe ſeit Monaten ihre Luſt und Freude geweſen, jener Savigné, welche bekanntlich am 18. April 1696 an den Blattern geſtorben war und deren Tod 1823 Rahel in dieſer Weiſe erſchütterte, weil ihrem ewig aufgeregten und gereizten Geiſte jede Vorſtellung, auch die entfernteſte, wie ein eigenes Erlebniß der Gegenwart war. Alles ging bei ihr auf die Nerven, alles allarmirte ſie, beſonders auch das Wetter, das ſie darum meiſt ſehr gewiſſenhaft über jedem Briefe oder ſonſtigen Aufzeichnung angegeben hat. Sie hing davon ab, ihre Stimmung ſtieg und fiel mit dem Barometer, ein Zuſtand, den wir vielfach in jener Periode widergeſpiegelt finden und welcher am beſten ihre geiſtige Unruhe und Geſtörtheit erkennen macht. Die

Literatur hatte ihre feste Stellung, ihren Halt und ihre Stütze im Leben der Nation verloren. Sie stürzte, rollte, kollerte wie ein Wirbelwind durch alle Verhältnisse der Gesellschaft einem Etwas, einem Ziele zu, von dem sie sich selbst keine klare Vorstellung und Rechenschaft zu geben vermochte. Wienbarg hatte, als er den Kampf eröffnete, allerdings, wie wir gesehen haben, eine bestimmte Richtung und Tendenz im Auge gehabt, er wollte durch die Kunst zur Freiheit und stempelte die Literatur gewissermaßen zum Geniecorps derselben.

Mitten im sieghaften Vorschreiten aber brach eine heillose Verwirrung aus. Der Esprit erregte Unordnung und Getümmel, die Schlachtreihen lösten sich auf und man marschierte endlich in chaotischem Gewirr nur noch dem Glücke zu, dem Glücke, das hier ein Surrogat der Freiheit wurde.

Diesen Kreuzzug nach dem Glücke, dem Surrogat der Freiheit, haben besonders enthusiastisch und kriegslustig die Frauen mitgemacht.

In den Rahel'schen Memoiren befindet sich eine Anekdote verzeichnet, die folgendermaßen erzählt ist: „Ein geistreiches Fräulein, in ihrem Kreise seit langen Jahren wegen ihrer unerschöflichen Witzworte und scharfen Wortspiele berühmt, heirathete endlich einen sehr wackeren jungen Mann, den ihre Lebhaftigkeit sehr

angezogen hatte. Nach einiger Zeit ſprach man gelegentlich von dieſem Paare manches Günſtige. „Aber ſie iſt gar nicht witzig mehr!“ bemerkte Jemand. „Was hat ſie noch nöthig, witzig zu ſein“, fiel Rahel lebhaft ein, „ſie iſt ja glücklich!“

Dieſe zufällige Anekdote iſt von einer großen Bedeutung, weil darin die Entſtehung und Motivirung der ganzen Espritperiode gegeben liegt. Sie entſtand und konnte nur infolge eines allgemeinen ſich Unglücklichfühlens entſtehen. Die Revolution war nicht geworden, was ſie werden ſollte und ward auch nach 1813 in Deutſchland nicht zur politiſchen Genugthuung der deutſchen Nation verarbeitet. So kam es und konnte es kommen, daß ſich überall Unbefriedigtheit, Mißſtimmung, Enttäuſchung einſtellen und Zuſtände entwickeln mußten, die, weil ſie die Männer drückten, auch die Frauen irritirten. Denn die Frauen fühlen den Männern nach und greifen immer in ihrer Leidenſchaftlichkeit über, wo der Mann mit ſeiner Energie und Kraft zurückgedrängt iſt; die heruntergekommenen Zeiten, die Zeiten der nationalen Schmach ſind immer die Glanzperioden der weiblichen Macht.

Jean Jacques Rouſſeau hatte ſehr richtig geſagt: „Nicht Einem Weibe, aber den Weibern ſpreche ich die Talente der Männer ab.“ Und „wie ſchade“, ruft Gervinus in der Geſchichte ſeiner National-Literatur bei

Anführung dieſer Stelle aus, „daß nun die Ausnahmen zur Regel werden wollten", indem er hinzufügt, daß es ein Unglück ſein müßte, wenn dem von ſeiten der Männer nicht Damm und Ziel geſetzt werde. „Die Werke der Poeſie", ſagt er, „ſind ſo vorzugsweiſe für das ſchöne Geſchlecht geſchaffen; der Geiſt der Frauen nährt ſich nicht in Wiſſenſchaft und Leben; der Mann bereitet ihm aus dieſen weiten Gebieten, was ihm Bildung und Genuß verſchafft; er lebt auch hier dem mühſeligen Erwerb, wo das Weib dem Beſitze und der Empfänglichkeit leben darf. Es iſt nun bloße Zufahrigkeit, daß man das Zugerichtete wieder zurichten, die gerüſtete Tafel umdecken und umſtellen will. Denn was hat uns jene ganze Frauenliteratur Dauerndes, was hat ſie uns Eigenes gegeben? Sie konnte nur die ſchönen Formen nachahmen, die Materien mußte ſie immer aus dem Stocke der Männerliteratur hernehmen; denn was dächte man auch von dem Weibe, das ſich in dem Leben ſelbſt die reichen Erfahrungen ſammeln wollte, die nur für eine mediokre Schriftſtellerin, wenn ſie ſelbſtſtändig ſein will, nöthig wären?"

Wenn wir dieſe ablehnende Anſicht nun auch zu weit gegangen erachten müſſen und dem weiblichen Geſchlechte keineswegs die Fähigkeit ableugnen wollen, auch ſeinerſeits in der Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt manches Verdienſtliche leiſten zu können — haben

dieſe Leiſtungsfähigkeit doch ſelbſt unſere hervorragendſten Größen anerkannt —, ſo bleibt nichtsdeſtoweniger wahr, daß ihr engere Schranken geſetzt ſind und es vor Allem ſich auf Gebieten zu erhalten hat, die das innerſte Weſen der weiblichen Natur nicht verwirren und aus dem ſchönen Gleichgewicht bringen, das ihren höchſten Reiz und Zauber auszumachen und zu üben imſtande iſt.

Die Frau ſoll, wenigſtens nach deutſchem Begriffe, in und um ſich eine ſtille Heiligkeit wahren und der gute Genius der Sitte und der Häuslichkeit bleiben. Verlernt oder verſchmäht ſie dies zu ſein, indem ſie, männlichem Beſtreben und Vollbringen nacheifernd, in das bunte Gewirre und Getümmel der Welt ſich miſcht, ſo kann für ſie ſelbſt wie für den Mann nur Unheil daraus entſtehen und der Bann aller Ordnung gebrochen werden.

Staat und Geſellſchaft beruhen ihrem innerſten Halte nach auf der Familie und dem geſicherten Verhältniß zwiſchen beiden Geſchlechtern. Wo dieſe Grundbedingungen erſchüttert und, wenn auch nur theilweiſe, zertrümmert werden, da entſtehen und müſſen entſtehen jene ſozialen Verrückungen und Umwälzungen, die den Verfall und Niedergang auch der mächtigſten Völker zur Folge haben.

Die Geſchichte giebt uns lehrhafte Beiſpiele davon

und läßt uns mit Schrecken erkennen, daß ein gelockertes oder gestörtes Verhältniß dieser Art mit Kataſtrophen zu endigen pflegt, die ſo zu ſagen der Anfang des Endes ſind.

Das Weib, das mit anderem Erfolge, als dem echt weiblichen, in die Kreiſe des Mannes und der Hiſtorie tritt, hat noch niemals glücklich gewirkt. Wie hoch es immer im Anſehen, Glanz und Macht geſtiegen, ſeinem eigentlichen und echten Werthe nach iſt es nur um ſo mehr geſunken. Es verliert an weiblicher Tugend, was es an männlichem Geiſte gewinnt, und der Verluſt iſt größer als der Gewinn, denn der Gewinn bringt dem Manne keinen Nutzen, aber der Verluſt einen unberechenbaren Schaden.

Die Frau, die an weiblicher Tugend eingebüßt, verwüſtet die unter ihr aufwachſende Jugend, die Familie, die Geſellſchaft. Mit dem männlichen Geiſte aber, den ſie ſich aneignet, was kann ſie mehr bieten und ſchaffen, als der Mann?

Mehr! Sie bietet und ſchafft nicht einmal ſo viel wie er. Und für dies Wenige, das ſie leiſtet und erringt, verkürzt ſie ihn um ſo mehr in ſeinem Verhältniß zu ihr.

Der Mann wird in ſeinem Innern verödet, wenn er nicht aus den Wirbeln und Strudeln der Zeit ein Heiligſtes und Höchſtes, gewiſſermaßen die Roſen und

Myrthen des Lebens und aller ſeiner Errungenſchaften dem Weibe in die ſtille Heiligkeit ſeines Wirkens tragen und bringen darf. Wenn ſich das Weib, aufgerüttelt und vorlaut, ihm nachdrängt in die Reihen der ſtreitenden Daſeinsmächte, ſeine Wehr und Waffen nimmt und das ſein will, was er iſt, dann muß in ihm der Hauch alles liebenden Einverſtändniſſes, aller Sehnſucht des Herzens nach Friede und Glück verloren gehen und er, in dem Verſuche das Weſen des Weibes in ſich ſelbſt nachbildend zu erſetzen, zum erbärmlichen Zerr- und Zwitterbilde werden, das wir in der That in unſerer Literatur zeitweiſe haben zur Erſcheinung kommen ſehen.

Das Weib, das zum Manne und der Mann, der zum Weibe werden will, dies frivole und gemeine Schauſpiel ſetzt ſich, ſo lächerlich es klingen mag, wirklich in Scene, und zwar ſo, daß auch Gervinus, Akt davon nehmend, Folgendes darüber anführt: „Jean Paul nannte Novalis ein ſchönes Mannweib; Wieland fand Baggeſen ganz unmännlich und in weſentlichen Zügen von entſchiedener Weibernatur; Franz Horn fand in Auguſt Wilhelm Schlegel daſſelbe leidende weibliche Genie. Friedrich Schlegel's Freund Gentz, der Mann der Politik, nannte ſich ſelbſt dem „großen Manne Rahel" gegenüber ein unendlich empfangendes Weſen. Ja Friedrich Schlegel kanoniſirte geradezu

dieſen Charakter der Paſſivität als den echten Begriff der Menſchheit. Die Schiller'ſchen Sätze von Verſöhnung der leidenden und thätigen Kräfte werden von ihm in der „Lucinde" zur Karrikatur und geiſtreichen Fratze geſteigert: die höchſte Vollendung ſei die Verſchmelzung des männlichen und weiblichen Weſens."

Dieſes Urtheil iſt hart und vielleicht ein wenig zu hart, denn immerhin werden ſich dieſem, ſeiner Zeit ſo übelberüchtigten Werke, das 1799 erſchien, auch einige Verdienſte nicht ohne alle Begründung nachrühmen laſſen. Ein Buch, das Friedrich Schleiermacher in ſeiner Schrift: „Vertraute Briefe über die Lucinde" mit einer ſchönen, zuweilen hinreißenden Begeiſterung in Schutz nahm, muß nothwendig den Kern einer Bedeutung in ſich bergen, der nicht ganz zu verwerfen iſt. Und daß das in der That der Fall, davon wird ſich ein aufmerkſamer Leſer leicht zu überzeugen imſtande ſein. „Lucinde" von Friedrich von Schlegel iſt keineswegs die blos „lüderlich-romantiſche Lucinde", wie ſie Heine kurzweg zu bezeichnen liebte, ſondern es wohnt dieſer poetiſchen Schöpfung immerhin eine Idee inne, die über die Lüderlichkeit dadurch hoch hinausragt, daß ſie beſtrebt iſt, das Verhältniß zwiſchen Mann und Frau gleichſam in ein neues Stadium zu bringen, indem ſie die

menſchliche Sinnlichkeit, die in dieſem Verhältniß doch ihre berechtigte Rolle ſpielt, aus ihrer bis dahin verachteten und ſchmachbedeckten Stellung heraus in eine anerkannte und zuſtändige Lage zu erlöſen ſich angelegen ſein läßt. Die Sinnlichkeit ſollte in Zukunft nicht mehr ein verrufenes, von allen anſtändigen Empfindungen verpöntes Gefühl, ſondern ein wohlgelittenes und ſeiner Lebensbedeutung ſich bewußtes Element der menſchlichen Natur ſein. Er beabſichtigte, wie Schleiermacher verſchwommen meint: „die alte Luſt und Freude und die Vermiſchung der Körper und des Lebens nicht mehr als das abgeſonderte Werk einer eigenen gewaltigen Gottheit, ſondern Eins mit dem tiefſten und heiligſten Gefühl, mit der Verſchmelzung und Vereinigung der Hälften der Menſchheit zu einem myſtiſchen Ganzen zu geſtalten.“ Kurz: er wollte gleichſam eine „Reformation der Liebe“, wie Gutzkow ſagt: eine Liebe, welche ſich bewußt wird, „daß ſie an ihrem Leibe die Mittel beſitzt, das Ding zu treiben, wie es von jeher in der Welt getrieben worden iſt“. Die elende, falſche Scham, die ſogenannte „Engländerei“, ſollte ausgerottet und an ihre Stelle die lebendige Ueberzeugung treten, daß auch die ſinnlichen Regungen und Genüſſe in der menſchlichen Natur ihre volle Berechtigung und keineswegs nöthig haben ſich in verborgener Heimlichkeit

und wie Sünde zu betrachten. Nur ſollten ſie mit ihrer gleichſam ſittlichen Anerkennung zugleich unter das Geſetz der künſtleriſchen Schönheit geſtellt werden, eine Stellung, die in dem Romane Schlegels ſich leider nicht natürlich und in ungezwungener Wahrheit ausgeſtaltet, ſondern vielfach in Künſtelei und Raffinirtheit ausartet. Sein romantiſches Gebilde gewinnt nirgends recht Form und volles, geſundes Leben, ſondern zerflattert in geiſtvoll zugeſpitzte Einfälle und Bemerkungen, in Reflexionen und Phantaſien, die überall ein leichtes, träumeriſches Spiel treiben, aber nirgends gehaltvoll genug ſind, in die Weltordnung irgendwie beſtimmend einzugreifen, wie es der Dichter und ſeine Anhänger wohl beabſichtigt haben mochten.

Zu den Letzteren gehörte, wie ſchon erwähnt worden, auch der Berliner Prediger Friedrich Schleiermacher, deſſen „Vertraute Briefe über die Lucinde“, wie Wienbarg meint, ſo intereſſant, heimlich, intim, von poetiſchem Duft angehaucht erſcheinen, daß ein wunderſamer, träumeriſcher Glanz, ein widerſcheinendes Roſenlicht von Küſſen, ein Aether von Blicken und glühendem Athem darüber liegt und die engen ſchwarzen Spaliere der Zeilen auseinanderrollen und ſich zu blühenden Laubgängen erweitern, darin die Nachtigallen ſchlagen und wohlgekannte liebende

ſtalten flüſternd und koſend an uns vorüber ſchweben, Romeo und Julie, Abelard und Heloiſe, Petrarka und Laura, das hohe Evangelium der Liebe zu predigen, denn wie Wienbarg richtig ſchließt: nicht der Schlegelſche Roman bildet das eigentliche Thema der Schleiermacherſchen Briefe, ſondern die Liebe.

Die Liebe, „die ach! ſo ſchlecht und ordinär geworden iſt in deutſchen Landen", wieder erhoben und zu Ehren gebracht zu haben, dies Verdienſt will Wienbarg Schleiermacher nicht geſchmälert wiſſen und er preiſet deswegen begeiſtert Gutzkow, daß er den Muth gehabt hat, dieſe Briefe aus ihrer Verborgenheit hervor und an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen.

Daß er das kurz nach dem Tode Schleiermachers that und das Buch mit ſeiner Vorrede gleichſam wie zum Hohn in die frommen Zionsreden und bigotten Nekrologe ſchleuderte, welche die augenverdrehenden Zeloten über dem friſchen Grabe des evangeliſchen Predigers zum Beſten geben, den ſie ſo gern, trotz aller Abweichungen von ihren theologiſchen Anſchauungen, als einen der Ihren proklamiren wollten, weil er berühmt und zuletzt ziemlich kleinlaut geworden war, gab ſeiner Veröffentlichung ſo große und epochemachende Bedeutung.

Sie ſchnitt mit einem einzigen Rucke das geiſt-

liche Tischtuch zwischen Schleiermacher und seinen orthodoxen Amtsbrüdern entzwei und warb dem jungen Deutschland einen Mitkämpfer, der, wenn auch todt und der romantischen Schule angehörig, doch dessen Sache und Richtung von außerordentlichem Nutzen sein konnte, ja, sein mußte.

Gutzkow, den wir noch später eingehender zu betrachten und zu würdigen Gelegenheit finden werden, ist darum so interessant und wichtig in der Gruppe des jungen Deutschlands, weil er in allen und auch in den feindlichsten Lagern bewandert und zu Hause, alle Gesinnungen und Stimmungen heraus zu wittern wußte, die seinen und seiner Genossen Bestrebungen dienen konnten.

Er erkannte sofort, was es für ihn und seine Mitstreiter für einen Vortheil gewähren mußte, auf einem etwas gefährlichen und schlüpfrigen Felde unter der Fahne Schleiermachers auf dem Kampfplatze erscheinen zu können.

Er sowohl wie seine Gefährten hatten an der Schlegelschen „Lucinde" zwar keineswegs ein poetisches oder künstlerisches Genüge gefunden, wohl aber hatten sie einen Theil ihrer Tendenz erfaßt und in ihrer Weise weiter auszutragen getrachtet. Die Ideen der Frauenemanzipation, die sie alle mehr oder weniger in ihren literarischen Schöpfungen verarbeiteten, konnten

die Nabelschnur der „Lucinde“ nicht verleugnen. Die schöne Sinnlichkeit gewissermaßen zur Kunst und Wissenschaft der Liebe zu machen, beseelte sie Alle. Sie Alle empfanden in sich den lebhaften Trieb und die verführerische Lust dem Weibe eine neue und veränderte Stellung, gleichsam ein anderes Schicksal zu geben.

Dies zu ermöglichen und zu vollbringen, ließ auch Gutzkow sich angelegen sein, wie seine „Wally“ und andere Schriften beweisen. Die „Vertrauten Briefe über die Lucinde“ ergriff er dabei als Schild, um sich dahinter bei seinem Ausfall zu decken und dabei zugleich pantomimisch zu sagen: „Was will man von uns? Wenn selbst ein Theologe, ein Geist wie Schleiermacher, sich veranlaßt sehen konnte, für eine Umgestaltung der ganzen Lebensverfassung des weiblichen Geschlechts einzutreten, warum uns daraus ein Verbrechen stempeln, wenn wir profanen Apostel einer neuen Weltordnung uns gedrungen fühlen dasselbe zu thun? Müssen die Dinge nicht dringend und verzweiflungsvoll genug geworden sein, wenn sogar einer Eurer Heiligen nicht nur gemeinschaftliche Sache mit uns macht, sondern sogar uns darin vorgeleuchtet hat?“

Natürlich gab Gutzkow diese Pantomime nicht ohne einige Nebenbemerkungen daran zu knüpfen. So

äußerte er unter Anderem: „Ja, Ihr Pfaffen, es iſt nicht Alles Theologie, was in der Welt iſt: es giebt einige Dinge, welche Euch gänzlich fremd geblieben ſind. Ihr, die Ihr die Natur einſargen möchtet und das Leben begraben, wenn es kaum die Augen aufſchlug; übermüthige und beſtechliche Kaſtellane des Himmels, Kammerdiener Gottes, die Ihr auch darin dem gewöhnlichen Lakai gleicht, daß Ihr von der Größe immer nur das Kleine ſeht: nicht alles, was geſchehen iſt, ſind Löſcherſche und Calixtiniſche Streitigkeiten geweſen. Sondern man will auch wiſſen, daß der Weg zum Himmel durch die Kirche nur ein zeitraubender und ermüdender Umweg ſei und daß es Geſchichte, Streben nach Wahrheit, Enthuſiasmus der Schönheit gegeben hat. Laßt einen Augenblick Eure Katechismen, werft Eure Talare und Vorhemdchen weg, dieſe geiſtliche Koketterie, vergeßt einmal die Beweisſtellen für die Gottheit eines von Euch noch immer gekreuzigten Menſchen und hört, was in anderen Gebieten, im Reiche der Freiheit, Jugend und Phantaſie ſich vor Jahren begeben hat."

Dieſe und ähnliche Ausſprüche ſchlugen wie platzende Bomben in die damalige Geſellſchaft und der Schrecken und die Verblüffung wurden noch dadurch vermehrt, daß Gutzkow die Verwegenheit beging, die Schlegelſche „Lucinde" noch obenein „ein meiſterhaftes Buch" zu

nennen, „das," wie er behauptet, „das Fleiſch mit dem Geiſte der Liebe verſöhnen wollte." „Ich geſtehe," fuhr er ſpäter fort, „daß ich die „Lucinde" recht eifrig geleſen wünſche, unſerer eigenen krüppelhaften Liebe wegen und weil ich einen andern Sinn in ſie lege, als welchen ſie im Buche ausſpricht. Wir ſehen dieſe Frage als ſozial an; Schlegel hielt ſeine „Lucinde" wohl ſelbſt nur für eine künſtleriſche Anomalie. Schleiermacher faßte ſie tiefer und mehr im Sinne der ſich verbreitenden Lehren der neuen Schule. Das Soziale ſchien ihm als das Konverſationelle; doch wie es natürlich war, die Kühnheit der Praxis, auf welche Schlegel vielleicht verzichtet hatte, milderte die überſtrömende Fülle der Keime, welche in der „Lucinde" lagen, und in den „vertrauten Briefen", die urſprünglich in das „Athenäum" kamen, erſchien das Evangelium des neuen Geſchlechtsumganges als eine dialektiſche Verwickelung, welche nichts übrig ließ zum Reſultate, als daß man doch im geſellſchaftlichen Umgange ausgehen möchte von der Thatſache zweier Geſchlechter, von der Verbannung der Prüderie und der Toleranz gegen jeden hübſchen Witz, den man unter „Engländerinnen" unterdrücken mußte".

Nachdem er ſcharf und ſchneidend noch gemeint hat: „Das Unglück dieſer Zeit iſt, daß die Frauen hinter den Männern ſo unendlich weit zurück ge-

blieben ſind“ und damit ausgedrückt haben will, daß es Noth thue, ſie zu fördern und daß es mit eine der Sorgen des jungen Deutſchlands ſei, dieſe Förderung zu beantragen und durchzuſetzen, erklärt er endlich dreiſt und unumwunden, „daß die Zuſtände im modernen Leben vielfach unerträglich und unhaltbar, namentlich aber das Verhältniß zwiſchen Mann und Frau zur offenbaren Fratze geworden ſei.“

Dieſe Erklärung gab Gutzkow ein Jahr nach Schleiermachers Tode und ganz kurz nach der Abſpielung jener Literaturtragödie ab, welche Theodor Mundt in ſeinem rührenden Buche: „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal“ herzerſchütternd geſchildert hat.

Charlotte Sophie Willhöfft war am 18. Juni 1806 in Hamburg geboren und ſiedelte als Kind mit ihren Eltern nach Leipzig über, wo ihr Vater, ein geachteter Kaufmann, bald darauf ſtarb. „Die jüngſte Tochter einer blühenden Familie, wurde ſie von Allen zärtlich gehegt und durch Geſtaltung der Umſtände in dem Haushalte einer ihrer älteren Schweſtern aufgenommen, die an demſelben Orte glücklich verheirathet war. Ein eigenartiges, ſinniges Mädchen, ging ſie früh ihre beſonderen Wege, liebte Einſamkeit und Stille, dichtete und ſang und grübelte den Räthſeln des Lebens nach. Es wird berichtet, daß ſie ſchon in dieſem zarten Alter aus religiöſer Ueberſpannung

ſich mit dem Gedanken vertraut machte, den geheimnißvollen Schleier des Todes zu lüften.“

Eben ſechszehn Jahre geworden, lernte ſie durch einen ihrer Brüder den Studenten Heinrich Stieglitz, einen dichteriſch begeiſterten Philologen kennen. Der Genius der Poeſie führte ihre Herzen zuſammen. Um die Geliebte baldmöglichſt heimführen zu können, nahm Stieglitz eine Stelle als Bibliothekar und zugleich als Lehrer an einem Gymnaſium in Berlin an. 1828 kam er die Geliebte heimzuführen. Zu der Hochzeitsreiſe ſchenkte Charlotte ihm einen Dolch. Der Dolch unter der Myrthe wurde ein verhängnißvolles Symbol ihrer Ehe. Zwar war die Ehe eine glückliche, durch aufrichtige Liebe und die Muſen verſchönte, aber nur zu bald lagerten ſich lange und düſtere Schatten darüber, weil Heinrich Stieglitz, ſich als Pegaſus im Joche fühlend, anfing mit ſeinem Schickſale unzufrieden zu werden. Er hielt ſich für eine bedeutende Dichterkraft, und nachdem er einen Band Verſe „Bilder des Orients“ herausgegeben und mit dieſen die öffentliche Aufmerkſamkeit erregt hatte, träumte er davon ein anderer Goethe zu werden. Angefeuert von der Gattin, aufgemuntert von den Freunden und getrieben von einem verzehrenden Ehrgeize, wollte er im Fluge die Kränze des Ruhmes auf ſeine Stirne gedrückt ſehen. Allein dazu reichte

ſeine Begabung doch nicht hin. Die gewünſchten und erhofften Erfolge blieben aus, und Heinrich Stieglitz, ſtatt die Urſache davon im Mangel ſeines Talentes zu ſuchen, ſuchte ſie in ſeinen äußeren Lebensumſtänden, in den Mühen und Plagen ſeines Berufes, in der Frohnarbeit ſeiner Stellung, in der Sorge um das tägliche Brot. Laßt mich Muße, Ruhe, Sammlung gewinnen, rief er jammernd, und ich will Euch Meiſterwerke von unvergänglichem Werthe ſchaffen. Reißt mich aus dieſer kleinbürgerlichen Exiſtenz, aus der Verpflichtung Bücher zu verleihen und Schulhefte durchzuſehen, gebt mir Freiheit, Bewegung, ein großes Geſchick und ich will die Welt in Bewunderung verſetzen! So dachte, ſo ſeufzte er, wenn der Quell der Dichtung ihm verſagte, wenn, was er in erhabenen Formen und Geſtalten trug, ſich ſchwach und dürftig auf dem Papiere auslebte.

Charlotte, die eine geiſtvolle, poetiſch geſtimmte Frau war und die Ruhmbegier ihres Gatten wohl theilen mochte, wurde durch die Klagen und Verſtimmungen ihres Dichters im tiefſten Innerſten bewegt und erſchüttert. Sie, die ihm bei ſeinen Liedern und Verſen feinſinnig und ſchöpferiſch zur Hand ging, ihn anregte und förderte, nahm ſich ſein Leid und ſeine Verzweiflung zu Herzen, indem ſie Tag und Nacht darüber nachſann, wodurch ſie zu heben und von der Seele des Leidenden abzulöſen ſein möchten.

Sie verfiel endlich auf ein ſehr eigenthümliches Mittel. Heinrich Stieglitz, meinte ſie bei ſich ſelber, hat ſich dir zu Liebe in eine Abhängigkeit begeben, die ihn martert und ihm die Fittiche ſeiner Begabung bricht. Du mußt ihn frei machen und um ihm eine dichteriſche Weihe zu ertheilen, mit dem Pathos eines großen Schmerzes erfüllen.

Die junge Dichterfrau war ein ſtoiſcher Geiſt, der ſich mit eigenen und nicht gewöhnlichen Regungen und Gedanken trug. Man braucht nur einiges Wenige von dem zu leſen, was Theodor Mundt von ihren Aufzeichnungen und Ausſprüchen aufbewahrt hat, um dies inne zu werden. Von einem Menſchen, der dichteriſch begabt, im praktiſchen Leben bald ernüchtert worden war, ſagte ſie bezeichnend: „Der Schwan iſt ihm entronnen, die Ente watſchelt ihm nach!“ — „Wollen iſt der Sonnenpunkt!“ rief ſie einmal. Gefragt, wie ihr der zweite Theil von Goethe's „Fauſt“ vorkomme, antwortete ſie: „Wie ein Werk des alten Goethe, nicht des alten Goethe“. Von Börne ſchrieb ſie: „Börne ähnelt unter den Schriftſtellern als ſolcher dem franzöſiſchen Volke unter den Völkern. Er iſt das Agens, das Triebrad, das in Bewegung ſetzt; und kann man mit ihm und ſeinem Idealismus auch nicht ſympathiſiren, ſo darf man, abgeſehen von etwa verletzender Perſönlichkeit, doch ſolcher Naturen wohl-

thätig anregenden Einfluß auf das Allgemeine nicht verkennen." In ihrem Tagebuch fand sich folgende Bemerkung: „Daß wir fortleben, glaub' ich, weiß ich — Wie wir fortleben? Gewiß auf wunderbar geistige Weise. Und ich seh' so viele Wunder hier, daß ich noch größere dort glaube." Eine andere lautet: „Dem Schwane gleich, wird der echte Mensch immer reiner, weißer, unschuldiger, entäußert sich immer mehr des Grauen." Einmal äußerte sie: „Menschen sind doch die Anker auf dem Lebensmeere; aber es müssen die rechten sein." Zu ihrem Gatten sagte sie: „Hat nicht jeder Dichter seine Traumleiter, auf der ihm die Engel auf und niedersteigen?" Im Gespräche meinte sie einmal: „Der Dichter ist der poetische Jurist, der natürliche Defensor seiner Helden." Ueber Beethoven's „Fidelio" ließ sie sich folgendermaßen vernehmen: „Wie ist diese ganze Oper voll Maß, bei der größten Leidenschaft der Gedanken!"

Diese wenigen und kurzen Auszüge werden genügen, den Beweis zu liefern, daß Charlotte Stieglitz jedenfalls kein gewöhnliches Wesen war. Sie beobachtete, dachte, empfand in höherem Grade, als es Frauen gemeinhin zu thun pflegen. Leben, Kunst, Literatur, Geschichte berührten und bewegten ihren Geist. An der Seite und in der Liebe zu einem starken, sich Bedeutung und Ruhm erwerbenden Manne,

würde ſie ohne Zweifel ein helles, glückliches Daſein gewonnen haben; neben Heinrich Stieglitz verſank und verkam ſie allmählich. In dem beſtändigen Streben ihn aufzurichten, ihm Muth, Ausdauer, Begeiſterung zuzuſprechen, ihm den Druck der Verhältniſſe zu erleichtern, die kleinen Sorgen und Verdrießlichkeiten der Exiſtenz abzunehmen, erlahmte ſie zuletzt und wurde am Ende ſo verſtimmt, verzweifelt und rathlos, daß ſie Heil und Rettung für Stieglitz und ſich nur noch in einer gewaltſamen Kataſtrophe meinte erblicken zu dürfen. Sie glaubte ihrem Dichter die Freiheit wiedergeben und durch ein großes Unglück, einen gewaltigen Schmerz denſelben aus ſeinem kleinen Elende zum mächtigen Pathos der echten Leidenſchaft emporheben zu müſſen.

Am 29. Dezember 1834, während ihr Gatte ſich in einem Konzerte befand, beſorgte ſie den nächſten Hausſtand, ſchrieb dann einen Abſchiedsbrief, ging in ihr Schlafgemach, kleidete ſich um und legte ſich ins Bett. „Hier ſenkte ſie mit einer furchtbar ſicheren Hand jenen Dolch, den ſie Stieglitz einſt am Hochzeitstage geſchenkt, gerade mitten ins Herz hinein, zog ihn dann aus der Wunde wieder heraus und legte ihn neben ſich hin im Bett. Die rechte Hand hielt ſie über die Wunde gedeckt, mit der linken zog ſie ſich das weiße Betttuch bis an den Hals herauf,

und in dieſer Lage, in der ſie gefunden wurde, gab ſie ſich, das Haupt ruhig zurück in die Kiſſen drückend, leiſe an ihr Ende hin. Kein Schrei, kein abſichtlicher Laut. Nur endlich konnte ſie das unwillkürliche Stöhnen, das aus den röchelnden Lungen immer heftiger wurde, nicht länger mit der Kraft des Geiſtes überwinden. Das in der anſtoßenden Küche befindliche Mädchen wurde aufmerkſam. Man eilte von allen Seiten herbei. — — Wunderbar anzuſchauen war ihr edles, züchtiges, in kräftiger Ordnung daliegendes Todesbild, das in ſolcher Ruhe und einem ſo ſichern Frieden der Haltung ſich darſtellte, daß die Wunde, an der ſie hingeſchieden war, ſelbſt von dem herbeigerufenen Arzte erſt ſpäter entdeckt wurde. In der ganzen Lage des Körpers war keine Spur eines gewaltſamen Sterbekampfes wahrzunehmen. Die ſchönen ſchneeweißen Glieder lagen in ſanfter Eintracht hingeſtreckt. Die Wange war noch roth, die Hände leiſe heruntergezogen, nur einige Finger wenig gekrampft. Sie hatte geiſtig vollendet. Nur um den einen Mundwinkel zeichnete ſich ein ſcharfer, trüber Zug, der Wehe ausrief über die Jämmerlichkeit einer Welt, in der die tiefſte Liebe nicht in frohe Blüthe treten darf, ſondern vor Gram in den Tod geht! —“

So ſtarb Charlotte Stieglitz, achtundzwanzig

Jahr alt, ein Weib von bezaubernder Schönheit und vielseitig begabt.

Theodor Mundt aber hat in seinem jetzt wohl vergriffenen Buche „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal“ (Berlin, bei Veit & Comp.) ein Werk von anmuthigem Reiz hinterlassen. Der rosige Titeldruck ist dafür bezeichnend. Es liegt über der ganzen Schrift der leichte Rosenhauch und Duft der Jugend und Liebe. Es ist keineswegs musterhaft in Styl und Darstellung, aber durchpulsiert von einer zarten Empfindung und einem so glühenden und zugleich keuschen Gefühle der Zuneigung und Sympathie, daß wohl kaum ein menschliches Herz auch heut noch ganz unergriffen davon wird bleiben können. Damals entzückte es, und wir jungen Schriftsteller liebten Mundt um dieses Buches willen aus aufrichtiger Seele heraus. Es erschien uns wie ein Mysterium und ein Evangelium zugleich, es offenbarte und verschwieg ein Geheimniß.

„Vieles ist noch zu sagen und muß noch gesagt werden. Jetzt bringt der Schmerz nur zerstückelte Worte hervor.“

So schloß Mundt sein Buch, das damals einen Eindruck erzeugte, von dem sich die heutige Zeit keine Vorstellung mehr zu machen vermag, weil sie kaum noch eine leise Erinnerung, kaum noch eine blasse Ahnung von den Ideen und Interessen hat, die in

Digitized by Google

den dreißiger und vierziger Jahren unſeres Jahrhunderts die Geiſter und Gemüther der hervorragenderen Menſchen erregten und bewegten. Drüben in Frankreich gährte die Juli-Revolution in ihren Folgen und warf ihre ſozialiſtiſchen Blaſen — Fourier, Saint-Simon, Sainte Boeuf, Père Enfantin, Cormenin, Lamenais — und in Deutſchland wühlte die Hegel'ſche Philoſophie. Es gab ein wildes, tolles Gemiſch: die ganze Welt war wie in Wolken und Nebel gehüllt. Staub wirbelte auf, Lärm und Geſchrei erſcholl, ein Rauſchen, Erbrauſen, Poltern, Knarren und Zerſplittern war wahrnehmbar, als wäre ein neues Chaos hereingebrochen und die ganze Erde ſollte umgeſchaffen werden.

War das Weſen des Weibes, wie wir bereits gezeigt, ſchon lang aus ſeinem ſchönen Gleichmaß und ſeiner beſeeligenden Stille aufgeſcheucht, ſo wurde es nun vollends in dieſem Trubel erſchüttert und aufgeſtachelt, ſeinen vollen Antheil am Leben und von dem Inhalt der Zeit zu verlangen. Daß die Literatur jedoch hauptſächlich zum Sprachrohr und Dolmetſch dieſes Verlangens wurde, darf uns nach dem Begriffe, den wir im Eingang dieſer Schrift von derſelben gegeben, nicht Wunder nehmen. War ſie doch das vorzugsweiſe geeignete Organ dafür und zugleich das Feld, auf welchem es ſich nach allen Richtungen hin verſuchen und prüfen konnte.

Das junge Deutſchland, vom Esprit wie von einer Kinderkrankheit befallen, bekam mit anderen Tendenzen auch die Frauen-Emanzipation und die ſogenannte Emanzipation des Fleiſches eingeimpft, das will ſagen: den Wunſch der Gleichſtellung des Weibes mit dem Manne und der Einſetzung der ſchönen Sinnlichkeit in ihre menſchlichen und irdiſchen Rechte, wie ſie von Friedrich Schlegel in ſeiner „Lucinde“ angeſtrebt und Gutzkow ſie ſpäter in ſeiner „Wally“ aufgegriffen hat. Theodor Mundt huldigte ihr in ſeinem Roman: „Madonna, Geſpräche mit einer Heiligen“.

Man hat dies Werk mit Recht als eines der liebenswürdigſten und geiſtig friſcheſten unſeres Schriftſtellers bezeichnet. Zwar zeigt es bei aller Leichtigkeit des Styls und aller Keckheit der Darſtellung immer eine gewiſſe Steifheit und Eckigkeit des Weſens etwa in der Art wie wenn der Schulmeiſter den Don Juan ſpielen will, aber doch iſt es voll glänzender Gedanken und Schilderungen und durchpulſt von glühender Jugendluſt und Poeſie — ein Buch, das bei aller Verfänglichkeit ſeines Inhalts auch heut noch auf empfängliche Gemüther berauſchend und hinreißend wirken muß.

Geſtatte man uns an dieſer Stelle unſer Bedauern darüber auszuſprechen, daß es in den neueſten Literatur-

geſchichten Mode geworden iſt, über Mundt in ſehr wegwerfendem Tone zu reden. Man will ihn durchweg unbedeutend, ohne jede ſchöpferiſche Begabung, voll Neid und giftiger Verbiſſenheit finden — Eigenſchaften, mit deren Verleihung man entſchieden Mundt Unrecht thut. Mundt beſaß allerdings keine beſonders ſtarke Erfindungs- und Geſtaltungskraft, auch war ſein Charakter nicht der feſteſte und von Eindrücken und Stimmungen leicht beherrſcht; allein im Kern ſeines Weſens erſchien er edel, für alles Schöne und Gute raſch entflammt und von hingebenſter Begeiſterung für alle großen Fragen ſeiner Zeit und ſeines Volks. Wenn er in ſeinen Schriften zuweilen ätzend, ſcharf und um ſich ſchlagend verfuhr, ſo hat man zu bedenken, daß er unterdrückt und verfolgt, in Berlin, der Stadt des ſchneidenden Witzes und der zerſetzenden Vernunft andauernd geſchrieben hat. Er nahm bis zu einem gewiſſen Grade den Geiſt Berlins in ſeine Schriften auf, und damals, vor 1848 und noch lange darnach, war dieſer Geiſt Berlins der Geiſt der Fronde, der Erbitterung, der Zerſetzung.

Dieſen hat Mundt zum Ausdrucke gebracht; an ſich aber war er verſöhnlich, vermittelnd, der Jugend und deren Wünſchen und Hoffnungen zugethan. Sein Haus, nachdem er Clara Müller (Luiſe Mühlbach) geheirathet hatte, wurde ein Sammelplatz der berliniſchen

Intelligenz, der auserlesenen Geister und Künstler, namentlich der jungen, strebsam sich bildenden. Viele hat er mit Rath und That unterstützt, in ihren Beruf eingeführt und darin gefördert. Er vermochte dies, weil er nach allen Seiten Beziehungen unterhielt und von dem gesammten Jungen Deutschland dasjenige Mitglied war, das am wenigsten in schroffer Feindschaft mit anderen Richtungen stand. So ist es z. B. sein Gesellschaftskreis gewesen, in dem man zuerst den Versuch mit der Vorstellung eines Tieckschen Stückes machte. Einige Zeit bevor man Tiecks „Blaubart" im Berliner Hoftheater aufführte, spielte man bei Mundt auf einer kleinen Hausbühne „Rothkäppchen" mit einer artigen Musik von Adolf Bernhard Marx. Mundt selbst stellte darin den Hund und seine Gattin die Großmutter vor. Damals standen die romantische Schule, als deren Haupt Ludwig Tieck galt, und das Junge Deutschland sich ziemlich feindselig gegenüber und es beweist Mundts vermittelndes und versöhnliches Wesen, daß er trotz dieser Feindseligkeit, heiter und voll sprudelnder Laune, seine Hand und den ganzen Menschen zu jenem Versuche dargeboten hat. Er lud Tieck sogar zur Aufführung ein, und obschon dieser aus Rücksicht für seinen leidenden Körperzustand ablehnte, fühlte er sich doch durch diesen Vorgang einigermaßen geschmeichelt und wurde erst durch ihn ver-

anlaßt, dem Gedanken, eines ſeiner Märchendramen auf die wirkliche Bühne zu bringen, näher zu treten.

Mundt gehörte in ſeinen jungen Jahren auch zu den eifrigſten Verehrern Varnhagens, deſſen Schreibart er aufrichtig bewunderte und nachzuahmen befliſſen war. „In dieſem Schriftſteller," ſchreibt er in „Die Kunſt der deutſchen Proſa", erſte Auflage, „ſind Elemente gegeben, um eine ganz neue Seite der Literatur hervor zu bilden." Nachdem Gutzkow dieſe Ueberſchwenglichkeit gerügt („Götter, Helden, Don Quixote"), hat Mundt ſie in der zweiten Auflage ſeines Buches vermieden und nur die höhere und bewußtere Kunſtvollendung gerühmt, die Varnhagen von Enſes Proſa vor den anderen Zeitgenoſſen auszeichne.

Es lag in Mundts Natur ein Zug begeiſterter Hingabe an Menſchen und Dinge, die ihn innerſt ergriffen. Dieſer Zug erſetzte bis zu einem gewiſſen Grade in ihm die Poeſie, d. h. die Fähigkeit ſich in Verſen auszuſprechen; er gab ihm die Möglichkeit an die Hand lebhaft, mit zündender Wärme und in Herz bewegender Weiſe zu ſchreiben, wovon ſein ſchon erwähntes Buch „Madonna" den Beleg beibringt. Dieſes Werk athmet den beſtrickenden Hauch und Reiz der Jugend, indem es ſich aus ſprudelnden Lehrſätzen, Novellen und Reiſebildern übermüthig zuſammenſetzt. Es wirft tolle und verſtändige Gedanken über das

Chriſtenthum, über Emanzipation des Fleiſches und über das Berechtigte und Glückliche der Sinnlichkeit mit einem ſeltenen Zauber der Darſtellung und des Styls durcheinander. Bei allem Wagemuth der Aufſtellungen und Behauptungen, bei aller Kampfluſt und abenteuernden Doktrin iſt das Buch doch im Grunde verſöhnlicher Art und poetiſch geſtimmt. Daſſelbe darf von „Die Kunſt der deutſchen Poeſie“ gelten. Es iſt eine durchaus liebenswürdige Arbeit, in der die deutſche Gelehrſamkeit weltmänniſch und anmuthig auftritt, und wenn ſie auch nicht erſchöpfend und überall gründlich verfährt, doch ſo viel tiefe Gedanken und überraſchende Wahrnehmungen aufſtellt, daß man allen Grund hat, dafür dankbar zu ſein.

Gutzkow rühmt einmal „die weiſe Behutſamkeit der Mundt'ſchen Denkungsart“, und dieſe iſt allerdings ein Moment, das in der literariſchen Thätigkeit dieſes Schriftſtellers weit bemerkenswerther und charakteriſtiſcher iſt, als die Verbiſſenheit, die ihm von ſeiten Ludwig Salomons („Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“) zur Laſt gelegt wird. Grade dieſe iſt ſein Merkmal nicht. Theodor Mundt iſt entſchieden im Jungen Deutſchland der maßvollere, an ſich haltende Schriftſteller, was auch wohl Gutzkow von ihm ſagen will, wenn er ſchreibt: „Sein Ausdruck iſt recht erfreulich, man iſt immer mit ihm auf

einer grünen Wiese, wo hier ein Beet steht, da ein Baum, dort zwei Bäumchen und durch die ganze Landschaft hindurch einige silberne Periodenbäche schimmern."

Man sieht, Gutzkow, der Mundt in seiner Schrift „Götter, Helden, Don Quixote" unter die Helden stellt, unterläßt es doch nicht, sich einigermaßen lustig über ihn zu machen. An einer anderen Stelle bespöttelt er sogar die großen Erwartungen, die er von der neuen Prosa hegt, von der Prosa Heines und Varnhagen von Enses. „Mit der Lyrik allein ist dem Jahrhundert nicht geholfen," ruft er einmal aus, „aber," fährt er sarkastisch fort, „wenn Laube und Mundt eine neue Prosa träumen, so ist dieser Traum sehr relativer Art. Er bezieht sich auf niemanden anders als auf sie selbst." An einem späteren Platze heißt es: „Beide sprechen nur von Herrn von Varnhagen und noch einmal von Herrn von Varnhagen, von Gans, von Ranke. Der Letzte ist Historiker und weit stolzer auf seine Forschungen als auf das Gewand derselben. Der Erste schreibt einen hochwohlgeborenen Periodenstyl, mit sechs Pferden lang und Herr Gans vollends hat einen Styl, aber keinen klassischen."

Diese Anführungen genügen wohl, um erkennen zu lassen, daß Mundt in seiner literarischen Thätigkeit

durchaus nicht als verbiſſen bezeichnet werden darf. Wenn ſeine ſpäteren Arbeiten wirklich hier und da etwas davon zeigen, ſo ſind das nur Widerſpiegelungen der berliniſchen Zeitſtimmung, deren Mundt ſich nicht erwehren konnte. In ſeiner Natur lag die Verbiſſenheit keineswegs. Er beſaß ein reiches, eindrucksfähiges Gemüth und wenn auch keine durchgreifende Erfindungsgabe und Geſtaltungskraft, wie ſchon geſagt, ſo doch immerhin eine blühende Macht der Vorſtellung und ein bildneriſches Formtalent. Er war, das darf man dreiſt behaupten eine liebenswürdige Künſtlerſeele, die aus allen ſeinen Schriften anmuthend hervorblickt, ſeien dieſelben nun Reiſeſchilderungen („Spaziergänge und Weltfahrten", „Völkerſchau auf Reiſen"), oder wiſſenſchaftliche Schriften („Machiavelli", „Geſchichte der Literatur der Gegenwart", „Die Staatsberedſamkeit der neuen Völker", „Dramaturgie", „Geſchichte der Geſellſchaft", „Aeſthetik" u. ſ. w. u. ſ. w.), oder endlich auch geſchichtliche Romane („Tomas Münzer", „Mirabeau", „Robespiere", „Mendoza, der Vater der Schelme", „Carmela oder die Wiedertaufe" u. ſ. w. u. ſ. w.).

Einen großen Theil ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit nahm, wie ſchon früher bemerkt worden, bei ihm wie bei ſeinen Kollegen die Tagesſchriftſtellerei in Anſpruch. Die Zeitſchriften „Der Zodiakus",

„Die Dioskuren", „Der Pilot" und „Der Freihafen", die er der Reihe nach herausgab und leitete, enthalten des Anziehenden und Bedeutenden gar manches von ihm. Der Schreiber dieser Zeilen kann deswegen auch nicht umhin es als ein unliebsames Versäumniß zu bezeichnen, daß man nicht dafür gesorgt hat, wenigstens eine Auswahl von Theodor Mundts Werken zu veranstalten. Er selbst hat mehrfach nach Mundts Tode die Sache bei Otto Janke und anderen unternehmenden Verlegern angeregt, mußte aber stets auf Ablehnung stoßen, einmal, weil man es für zu umständlich und schwierig hielt, die in gar verschiedenen Verlagsbuchhandlungen zerstreut erschienenen Werke loszulösen und unter einen Hut zu bringen und dann, weil man auch nicht glaubte auf allgemeine Theilnahme bei der Leserwelt schließen zu dürfen.

In diesem letzteren Punkte aber täuscht man sich sicherlich, denn es möchte wohl die Zeit nicht fern sein, wo man über die Epoche der Literatur, die wir hier flüchtig behandeln, sich eine feste und in sich abgeschlossene Vorstellung wird bilden wollen, und dann wird man ohne Zweifel auch über Theodor Mundts literarisches Wirken ins Klare kommen wollen und es bedauerlich finden, es gleichsam von dem Flugsande der Geschichte schon tief überdeckt zu sehen, einer Geschichte, die er selber mit vollem Herzen und dem

gauzen Aufgebot ſeiner Geiſteskräfte herauf zu beſchwören befliſſen war. Deutſch vom Haupt bis zur Sohle, iſt er nie müde geworden ein großes und einiges Deutſchland als fernher leuchtendes Ideal vor die Seele ſeines Volkes zu ſtellen.

Am 30. Mai 1861 verſcheidend, war es ihm nicht vergönnt die großen Tage ſeines Vaterlandes mit zu erleben. Verdient hätte er es.

Mundt zunächſt ſteht Heinrich Laube. Ueber dieſen hat jüngſt Ludwig Speidel im Feuilleton der Wiener „Neuen freien Preſſe" nach deſſen Hinſcheiden einen Aufſatz veröffentlicht, der in kurzen Zügen ein knapp, aber ähnlich umriſſenes Bild von ihm giebt. Er ſagt unter anderem: „Laube war nicht nur ein Rufer im Streit, ſondern ein Schreier im Streit. Neben der Sache wollte er ſich ſelbſt geltend machen. Es mußte Aufſehen gemacht, mit der Peitſche geknallt werden. Nüchterner, bürgerlicher Natur und vorzugsweiſe praktiſch geſinnt, hatte er poetiſche Anwandlungen, aber weder Witz, noch Humor."

Heinrich Laube war das gerade Gegentheil von Theodor Mundt. Mundt war feinfühlig und ſinnig, bei allem weltmänniſchen Schliff etwas ſchüchtern und verlegen, dabei eine hohe ſtattliche Erſcheinung: ein ſchöner Mann. Laube erſchien mittelgroß, vierſchrötig, unterſetzt, häßlich, bedeutend nur in den hellen, blauen

Augen. Er rühmte ſich oft eines Bauern Sohn zu ſein, und in der That hatte er etwas Bäueriſches, Derbes, Polterndes, dabei in allem, was er that und trieb, eine entſchiedene Zuverſichtlichkeit, eine unerſchütterliche Sicherheit, Charaktereigenſchaften, die ihm ſpäter den Theaterleuten gegenüber das bekannte große Anſehen und den mächtigen Einfluß verſchafften. Laube ging unerſchrocken und feſt auf ſein Ziel los, tapfer durchdrungen von dem, was er erfaßt hatte und durchſetzen wollte, mochte es noch ſo gewagt und zuweilen ſogar nichtig und leer ſein. Hätte Laube Stecknadeln gemacht, er wäre imſtande geweſen die Erdaxe in ihnen zu erkennen. Eine gewiſſe Uebertreibung und Großthuerei lag in ſeinem Naturell. Er liebte das Aufgebauſchte, Umſtändliche, Weitſchweifige in Styl und Darſtellung, ſo einfach und ſchlicht er ſelbſt war, oder eben, weil er dies war, imponirte es ihm und es erſchien ihm wie etwas Großes. Merkwürdig iſt, daß dieſer Zug mehr und mehr in ihm hervortrat, je älter, je gereifter er wurde. Seine ſpäteren Dramen, Novellen und Romane ſind die Belege dafür. Er arbeitet da mit einem außerordentlich ſchwerfälligen Apparate, mit einer Aufſtellung realiſtiſcher Einzelheiten, in denen zuweilen ſeine künſtleriſchen Abſichten in Gefahr ſind, vernichtet und erſtickt zu werden. Die ſogenannte

und von Laube so oft gepriesene Mache spielte dabei eine bedeutende Rolle; sie ersetzt bei ihm nicht selten die Begeisterung und den Ausbruch lebendiger Empfindung.

Bei dem ersten literarischen Auftreten Laubes war das anders. Laube sprang in die Literatur wie ein Abenteurer ins Fenster. Ein Satz und er war darin, darin als flotter Bruder Studio mit Kanonenstiefeln, Hieber und Burschenmütze. Es ist unglaublich, mit welcher Keckheit und wie raufluſtig er auftrat. Wo er erschien, gab es Lärm, Peitschenknall, Sporenklirren und zerschlagene Fensterscheiben. Er tobte wie ein Besessener, ohne recht zu wissen, was er wollte. Er trug in sich einen Ueberschuß von Jugend, Kraft und Muth zugleich, mit der dunklen Ahnung, daß die Welt im Argen liege und aus den Krallen der Philister und traurigen Gewaltmenschen gerettet werden müsse. Damals schrieb er: „Was nicht von selbst sterben will, muß todt geschlagen werden."

Es war dem guten Jungen gar nicht so schrecklich ernst damit; er wußte nicht recht, was er werden sollte, und in dieser Verlegenheit griff er zur Feder. Um doch etwas zu thun, schrieb er; er schrieb lustig drauf los, tolles, unreifes Zeug, Auslassungen voll Uebermuth, Trotz und Verwegenheit. Er schrieb, wie wenn er, einer aus Schiller's Räubern, in die Neuzeit

hineingeſchneit wäre. Er zeterte, ſchrie und ſchlug mit dem Sarras auf den Tiſch, daß die Splitter in alle vier Winde flogen. Aber wer ihm bei dieſem Höllenſpektakel in die guten, blauen Augen ſah, der merkte wohl, daß es damit ſo ſchlimm nicht gemeint war. Es kam ihm nur aufs Lärmmachen an, auf den burſchikoſen Skandal. Er war vom Esprit wie von der Tarantel geſtochen und mußte rumoren, um ſich auf dieſe Weiſe Luft zu machen. So wurde er gleichſam zur Kriegstrompete des jungen Deutſchlands. Jedenfalls war er es, der das meiſte Getöſe verurſachte, Getöſe, das an ſich nicht viel zu ſagen hatte, aber weil es weit hinſchallte und die Aufmerkſamkeit der Menge vorzugsweiſe erregte, den Staatsmännern und Poliziſten beſonders gefährlich erſchien.

Obenein war es Laube, der ſich am offenſten für Heine erklärte und am ſehnſüchtigſten nach deſſen Verbannungsort blickte. Wienbarg hatte Heinrich Heine zum Herrſcher des jungen Deutſchlands ausgerufen und das junge Deutſchland ihn als ſolchen anerkannt. Laube blies Tuſch und Fanfare. Wenn er zur Freiheit betete, wandte er ſich mit dem Geſichte nach Paris, wie der Moslem nach Mekka. Und er betete laut und ſtürmiſch. Wer ſein „Neues Jahrhundert“ und ſein „Junges Europa“ lieſt, kann ſich davon überzeugen. Es gähren darin der Geiſt

der Revolution, der Drang nach frischer Sinnlichkeit und die Ahnung einer Zukunft, die sich selbst nicht klar ist, aber mit ungestümer Gewalt an die Herzen der Jugend pocht.

Die großen und kleinen Vaterländer der Deutschen erbebten vor dieser geräuschvollen und unheimlichen Gährung. Man steckte die Köpfe zusammen, man tuschelte und raunte sich in die Ohren; endlich schrie man Zetermordio und begann sich zu fürchten. Damals galt Laube als der gefährlichste Mann und man eilte ihn festzusetzen. Man hatte, als man das that, nicht in seine guten, blauen Augen gesehen, die so treuherzig und wacker aus seinem häßlichen und kernigen Gesichte heraus zu blicken pflegten. Nur eine Gönnerin von ihm, die Fürstin Pückler-Muskau, eine Tochter des Staatsministers von Hardenberg, hatte das gethan und sie, welche die ehrliche Haut erkannte, die unter dem Löwenfell steckte, setzte es durch, das die sechsjährige Festungshaft, zu der Laube verurtheilt war, auf ein Jahr und sechs Monate ermäßigt und ihm obenein gestattet wurde, diese Strafe auf der Besitzung der Fürstin in Muskau abzubüßen.

Muskau wurde ein Wendepunkt im Leben und Schaffen unseres Autors. Eben Ehemann geworden, trugen die Zurückgezogenheit und die Stille dieses Aufenthaltes, der Umgang mit geistvollen und eigen-

artigen Menſchen ganz weſentlich dazu bei, Laube geſetzter, beſonnener und bis zu einem gewiſſen Grade auch vorſichtiger und reifer zu machen. Seine „Geſchichte der deutſchen Literatur" freilich giebt noch keinen ſchlagenden Beweis davon. Die iſt noch abenteuerlich und kraus genug. Aber der Roman „Die Gräfin Chateaubriand" und die bald darauf folgenden Dramen zeigen uns Laube, wie er noch heute vor uns ſteht: eine derbe, knorrige und maßvolle, wenn auch breit, umſtändlich ſich ausgebende und im tragiſchen Aufſchwung und Pathos ſchwerfällig ſich zeigende ſchriftſtelleriſche Befähigung. Aus ſeiner tollen Jugendzeit hat er wenig in dieſe Periode hinüber gerettet, faſt nur noch ſeine Luſt an Abenteuern und Abenteurern, ſowie ſeine Vorliebe für alles Franzöſiſche. Heinrich Heine und Paris blieben ſein dauerndes Augenmerk, ohne daß er freilich dabei etwas von ſeinem echt deutſchen Weſen und Charakter eingebüßt hätte. Arbeitſam, ehrlich, derb, ganz ſeinem Berufe hingegeben, frug er wenig nach äußeren Ehren und Auszeichnungen — wie das überhaupt die ganze Gruppe jener Schriftſteller, die man in die Bezeichnung des jungen Deutſchlands mit einbegriff, gethan hat. Sie hat nie nach Orden, Titeln und Stellungen gegeizt. Heine nahm allerdings von der franzöſiſchen Regierung eine Penſion, allein er nahm ſie gleichſam nur als einen Tribut,

den man seiner Würde, den man einem Könige in der Verbannung nach seiner Ansicht schuldig war. Verkauft hat er sich damit keineswegs. Das junge Deutschland ist ohne Ueberläufer und Verräther an seiner Sache geblieben. Das ist auch ein Ruhm, und dieser Ruhm schmückt Laube noch besonders, denn Laube, der später an die Spitze des Wiener Burgtheaters trat, war dort ohne Zweifel vielfach der Versuchung ausgesetzt, ein Liebediener der Macht und ein Abtrünniger seiner demokratischen Gesinnung zu werden.

Er ist es nicht geworden, wie sehr er auch im Laufe der Jahre sich geändert und von seiner tumultuarischen Jugend sich losgesagt. Diese Jugend war literarisch so toll, so überschäumend, so muthwillig tobend, daß ein Umschwung nothwendig stattfinden mußte. Bei Gelegenheit dieses Umschwunges wäre ein Verkehren in den Gegensatz begreiflich und fast natürlich gewesen, um so begreiflicher und natürlicher, als eben wegen seiner stürmischen Ungeberdigkeit und Vermessenheit ihm die eigentliche Führerschaft im jungen Deutschland verloren ging und gehen mußte. Er war der Haudegen, der Lärmmacher, der Stabstrompeter, aber nie der Leiter, nie das Haupt dieser literarischen Armee.

Dies wurde Karl Gutzkow. Karl Gutzkow wurde

der Schlachtenlenker, der Moltke dieſer geiſtigen Heermaſſen, welche für die großen politiſchen und ſozialen Ideen der Neuzeit in den Kampf zogen.

Man hat neuerdings angefangen, die Bedeutung von Karl Gutzkow mehr und williger anzuerkennen, als es vordem geſchehen; allein man hat ſeinen Werth noch lange nicht gewürdigt, wie er gewürdigt zu werden verdient. Gutzkow iſt einer unſerer hervorragendſten Schriftſteller, die wir haben. Er war bewandert, umſichtig, bahnbrechend, fleißig wie Diderot. Reich an Kenntniſſen aller Art, beſaß er zugleich die volle Witterung ſeiner Zeit. Dieſe Zeitwitterung war ſein Ingenium. Niemand in ſeiner Epoche lebte und webte wie er gleichſam im Pulsſchlag der Gegenwart. Er ſpürte ſie aus bis in die verborgenſten Schlupfwinkel, bis in ihre heimlichſten Gedanken, ihre verſchwiegenſten Geheimniſſe; er war ein moderner Augur ſeines Volkes, der mit ſcharfem Auge und feinem Ohr die Zeichen beobachtete und deutete, die, von der großen Menge unbemerkt, den Geiſt des Jahrhunderts in tauſend kleinen und großen Zügen zu enthüllen und zu offenbaren imſtande waren.

Mit dieſer wunderbaren Gabe ausgerüſtet, trat er in die Literatur. Wie ſeine Kameraden, ſo erfaßte auch ihn zuerſt der Eſprit; iſt er ſchon niemals in ein unmittelbares Verhältniß zu Rahel Varnhagen

gekommen, so haben doch deren nächste Trabanten: Heine und Börne den wesentlichsten Einfluß auf ihn ausgeübt. Er erkannte die Herrschaft des Ersteren an und unterwarf sich derselben bis zu dem Augenblicke, in dem Heine sich gegen Börne kehrte, denn Börne war und mußte Gutzkow auf die Länge entschieden zusagender und sympathischer werden, als Heine, weil er bei aller Espritartigkeit seiner Schriftstellerei doch im Grunde ernster und poetisch gediegener erscheint als Heine. Börne meinte es aufrichtig und ehrlich mit seinen Ansichten und Meinungen; seine Gesinnung besaß ein gewisses Pathos, wenn sich alles dies auch freilich schon zumeist in witzigen Einfällen, komischen Wendungen und überraschenden Zuspitzungen ausgab. Es waren dies Stylreizungen und Würzen, die selbst das junge Deutschland nicht verschmähte und welche wir sogar in den Schriften Wienbargs finden. Gutzkows Schreibart ist nicht frei davon und sein Werk über Börne weist sie reichlich auf. So sagt er unter anderem von ihm, „man kann annehmen, daß sein innerer Mensch von Ebbe und Fluth in der Politik immer bedingt war. Sogar auf seinen Körper wirkten die Ereignisse so, wie bei uns Anderen nur die Einflüsse der Atmosphäre. Wenn er Gesichtsschmerzen hatte, konnte man annehmen, daß sich das politische Wetter ändern würde. Papierspekulanten

hätten größere Stücke auf ihn halten ſollen, denn wenn ihm das Eſſen nicht ſchmeckte, ſtak ſicher ein Kongreß in der Luft."

Dieſe Auslaſſung trägt ganz das Fabrikzeichen des Esprits und will in prickelnder Weiſe nichts weiter bekunden, als daß Börne in der Politik des Tages lebte und webte und ſo zu ſagen mit Haut und Haar in ihr aufging. Ein ſolcher Zug nahm die patriotiſchen Herzen für Börne ein und riß auch Gutzkow, der ſich einigermaßen nach ihm bildete, ſo lebhaft an ſeine Seite, daß, als es zwiſchen Heine und Börne zum Bruche kam, er ſich mit eiferndem Zorne von Erſterem losſagte.

Heinrich Heine war, wie bereits geſagt, von dem jungen Deutſchland auf den Schild gehoben und zum Könige erklärt worden. Aber er war ein König nach dem Muſter des Jerôme Napoleon. „Luſtik! Luſtik!" war ſeine Herrſcher-Deviſe. Er feierte literariſche Bacchanale, ſchlürfte Nektar und Ambroſia der Poeſie und berauſchte ſich dabei zuweilen in ſo ſtarkem Grade, daß ſein Hermelin im Staube ſchleppte und die funkelnde Krone vom Haupte ſank.

Solches Gebahren mußte nothwendig Aergerniß erregen. Dazu kam, daß Heine in der Verbannung lebte, in freiwilliger Verbannung. Das geſammte übrige junge Deutſchland hielt in der Heimath aus,

Digitized by Google

erduldete Censur, Verbot, Gefängniß, tausenderlei Nörgeleien und Widerwärtigkeiten, aber es blieb. Heine und Börne gingen, sich diesem Allen zu entziehen, nach Paris. Sie waren Juden. Sie hingen nicht wie ihre Kameraden an dem Vaterlande. Sie hatten wohl auch keinen besonderen Grund dazu. Der Jude wurde in Deutschland damals gedrückt und über die Achsel angesehen. Die Revolution von 1848 hatte ihm noch keine allgemeine Gleichberechtigung mit den übrigen Staatsbürgern eingebracht. Er litt noch unter veralteten Gesetzen und Einrichtungen, unter läppischen Vorurtheilen und sinnlosen Anschauungen.

In Frankreich war das nicht der Fall. Da gab es für ihn keinerlei Beanstandung und Unterdrückung, sondern bürgerliche Gleichberechtigung und möglichst viel Freiheit. Kein Wunder, daß er vorzog seinen Aufenthalt dort zu nehmen, wenn er die nöthigen Mittel dazu fand oder erhielt und die Heimath verschmerzen konnte. Heine und Börne konnten das; Börne schwer und nicht ohne Gewalt und Schmerz; Heine leichter, wenn auch hier und da mit einem Anfluge von Heimweh, das seinen Gedichten gut anstand und ihnen einen eigenthümlichen Reiz verlieh; im allgemeinen liebten Beide jedoch sich über Deutschland lustig zu machen: Börne mit einer sittlichen

Entrüſtung, tiefer Charakterfeſtigkeit und leidenſchaftlicher Hingabe; Heine mit einer entzückenden Anmuth, aber mit frevelhaftem Leichtſinn und einer Rückſichtsloſigkeit, die keine Grenzen kannte. Einem guten Witze, einem ſchlagenden Einfalle, einer überraſchenden Behauptung opferte er alles, ſelbſt das Heiligſte, die Wahrheit zuerſt. Er war eben der Esprit in Perſon, ſeine leuchtendſte Erſcheinung, durch ihn der König im Reiche des Geiſtes.

Dieſes Königthum berauſchte und blendete zu Anfang, namentlich ſo lange, als Rahel es beſchützte und mit ihrem Gatten Varnhagen von Enſe ſich Mühe gab es gleichſam im Zuſammenhange mit Goethe zu erhalten. Goethe war alt und dem Tode nahe. Rahel träumte, ihm in Heine einen Nachfolger zu geben. Sie ſah in dieſem den luſtigen Prinzen Heinz, der tauſend tolle und übermüthige Jugendſtreiche und aus dem dicken Ritter Falſtaff ſeinen Buſenfreund macht bis zu dem Augenblicke, in dem er den Thron beſteigt. Heine beſtieg ihn, aber er blieb als König der ungezogene Liebling der Muſen, der er als Kronprinz geweſen, und fuhr in ſeinen luſtigen, aber dann und wann auch ſchlechten und gemeinen Unternehmungen luſtig ſo lange fort, bis er ſich am Ende einen großen Theil ſeines Anſehens verſcherzte und Gutzkow veranlaßte das Tiſch-

tuch zwiſchen ihm und dem Jungen Deutſchland zu zerſchneiden.

Das Buch „Heinrich Heine über Ludwig Börne“ war darnach. Es iſt eines der ſchwächſten Werke Heines, klatſchhaft, breit, voll abgeſtandener Redensarten und ſatter Selbſtbeſpiegelung. Es ſollte Börne vernichten und ſchadete am meiſten dem Verfaſſer.

Karl Gutzkow, der das auf der Stelle herausfand, ergriff denn auch ſofort die Gelegenheit Heine zu Leibe zu gehen. Das von ihm verfaßte Buch „Börnes Leben“ iſt nicht nur ſeine, ſondern gewiſſermaßen die Losſagung des ganzen Jungen Deutſchlands von Heine, von dem dieſem eigentlich nur noch Laube verblieb. Selbſt Varnhagen von Enſe, „der Stadthalter Goethes auf Erden“, wie Heine ihn nannte, ward durch „Heinrich Heine über Börne“ dem Schützling der Rahel entfremdet, die ja auch eine Verehrerin Börnes geweſen. Es war im höchſten Grade unklug von Heine, daß er durch jene ſchwache Schrift ſich ſo viele Sympathien verſcherzte und obenein dadurch gerade das an die große Glocke hing, was er damals wenigſtens ſo gern zu vertuſchen ſuchte: das Judenthum nämlich, dem er und Börne freilich durch die chriſtliche Taufe entſagt hatten, welches aber in erregten Augenblicken immer wieder zum Vorſchein kam, namentlich auch hier in Heines Werk über

Börne. Heine mauſchelt darin bedenklich, und alles, was er darin bietet, iſt gezetert, im Pathos komiſch exaltirt, übertrieben. Die Juden ſind das Volk des Superlativs, und durch ſie hauptſächlich iſt in unſere Umgangs- und ſogar in die Schriftſprache jene Ausdrucksweiſe gebracht worden, die immer die Dinge aufs Höchſte und Aeußerſte treibt. Ihr Witz und ihr aufgeſtacheltes, ſtets vibrirendes Weſen veranlaſſen ſie dazu. Mit Recht durfte Gutzkow ſchreiben: „Ich bekenne, daß mir nichts Ungezügelteres vorgekommen iſt, als wenn zwei jüdiſche aufgeweckte Köpfe ſich gegenſeitig in witzigen Einfällen zu überbieten ſuchen.“ Da bleibt nichts verſchont und nichts iſt heilig. Dieſen Umſtand belegen und bekunden die Geſpräche, welche Heine mit Börne in des Erſteren Buche führt, auf das Schlagendſte, und ihn berührt und beleuchtet Gutzkow, trotz aller Verehrung, die er für Börne empfindet, deutlich genug, um die höher und ernſter ſtrebenden Geiſter einer neuen Zeit davor ſtutzen zu machen.

Dieſes Stutzen war durch Gutzkow erzeugt und veranlaßte, daß von da ab ihm die unbeſtrittene Führerſchaft im Heerlager des Jungen Deutſchlands zufiel. Hierbei muß rühmend für ihn hervorgehoben werden, daß er nie nach der Krone gegriffen und ſich nirgend als Herrſcher im Reiche der jungen Literatur aufgeſpielt hat. Er begnügte ſich ihr Stratege, gleichſam

ihr Königslieutenant zu werden und zu bleiben. Er glänzte nicht bei der Heerschau in prächtiger Uniform und mit dem wehenden Federbusche auf dem Kopfe, die Fronte mit stattlichem Gefolge auf und niedersprengend; er saß vielmehr einsam daheim in seinem Studierzimmer und klügelte die Pläne aus, nach denen das junge Deutschland in den Kampf der Zeit einrücken sollte. Es hat keinen Zug, keine Aufstellung der Literatur jener Tage gegeben, den und die Gutzkow nicht überdacht und geleitet hätte. Er war die Seele der ganzen Streitmacht, die ins Treffen rückte. Seine ersten Werke: „Der Sadducäer von Amsterdam", „Briefe eines Narren an eine Närrin," „Maha Guru, Geschichte eines Gottes", „Wally, die Zweiflerin", „Goethe im Wendepukte zweier Jahrhunderte", „Zeitgenossen", „Seraphine", „Blasedow und seine Söhne", sowie die Vorrede zu Schleiermachers „Vertraute Briefe über die Lucinde" bilden gleichsam die geistige Etappenstraße für die Heerkolonne der neuen Geschichtsepoche d. h. die Quartier- und Marschstationen, an denen die Streiter Stärkung und Erfrischung für die in Aussicht stehenden Schlachttage und zugleich die Angabe für ihr Eingreifen in die Gefechtslinie erhielten.

Gutzkow besaß einen scharfen Blick für die Bewegungen seiner Zeit und namentlich für die der

gegneriſchen Elemente darin. Raſch und leicht errieth er deren Abſichten und Stellungnahme auf der Wahlſtatt, auf welcher der entſcheidende Schlag fallen ſollte. Mit kluger Vorſicht und zugleich mit überraſchender Schnelligkeit wußte er dem Feinde zu begegnen, ja, ihm zuvor zu kommen. Er griff ihn meiſt ſchon an, noch ehe jener zur vollen Entwickelung ſeiner Maſſen gelangen konnte. Laube war hierbei eine Zeit lang ſein Ziethen aus dem Buſch, ein kecker, waghalſiger Parteigänger, der tüchtig einhieb, ohne ſich viel um die Taktik und den Oberbefehl zu kümmern. Gutzkow hatte da immer viel gut zu machen, um die urſprüngliche Gefechtslinie wieder herzuſtellen. Aber er that es mit Umſicht und Unverdroſſenheit, wie es der geborene Feldherr ſoll und muß. Nichts brachte ihn aus der Faſſung, und ſelbſt im nothgedrungenen Rückzuge noch zeigte er ſich als Meiſter; auch geſchlagen, behauptete er ſich noch mit einer Ruhe und Würde, die Achtung und Bewunderung einflößten.

Gutzkow hat alles durchgemacht, was das junge Deutſchland erfüllte. Er erfaßte es meiſt zuerſt und meiſt auch am ſchärfſten und in knappſter, ſo viel als möglich künſtleriſcher Form. Wenn auch ſeine Schriften immerhin Ueberſtürztes, Gewagtes, Unruhiges aufweiſen, ſo muß man bedenken, daß ſie im Kriegszuſtande niedergeſchrieben wurden, zum Theil noch

unter Censur, unter dem Damoklesschwert des Verbots und allen Chikanen brutaler Gewalt. Dennoch sind sie diejenigen aus jener Schriftstellergruppe, die noch heute am genießbarsten, verständlichsten und anziehendsten erscheinen können. Sie athmen den Hauch einer großen Seele, den Geist eines wahrhaft hervorragenden Kopfes und werden als literarische Denkmale einer sturmvollen Uebergangsepoche eine bleibende Bedeutung behaupten, schon deswegen, weil in ihnen am übersehbarsten und faßlichsten die Züge, Aufstellungen und Kämpfe zu gewahren sind, welche die großen Tage von heute ermöglichten.

Die Schriften Gutzkows sind Generalstabsschriften der Zeit, Schriften, die sich stets auf der Höhe der Situation befinden und deren innerstes Geheimniß ergründen lassen. Niemand hat die Bedürfnisse, Wünsche, Zielpunkte seiner Periode so klar erkannt, so tief ergriffen wie er; nur sehr selten hat er sich darüber getäuscht. Gleich bei seinem ersten literarischen Auftreten wußte er, worauf es ankam. Es galt die Literatur aus der romantischen Waldeinsamkeit, aus der geistigen Verkümmerung, in die sie nach und nach gerathen war, mit gewaltsamen Rucke zu befreien und mitten in die Bewegung hinein zu ziehen, welche die Geister ergriffen hatte. Der jüdische Esprit lieferte das beste Mittel dazu. Dieser Esprit war scharf,

Digitized by Google

ätzend, aufregend, rücksichtslos, weder Gott noch sonst etwas achtend. Gutzkow erkannte seine Wirkung und benutzte ihn, ohne doch in ihn aufzugehen und sich von ihm stimmen oder gar beherrschen zu lassen. Er war ihm eine Waffe, die er ins Feld stellte und mit der er in der That vielfach zu siegen gewußt hat. Der Witz, die Ironie, der geistreiche Einfall wurden der militärische Vorstoß, die leichten Truppen, mit denen der Kampf eröffnet ward. Die Betheiligung der deutschen Literatur an der Politik begann mit dem Bonmot. „Die Deutschen sind ein Volk, welches bis jetzt für die Politik nur wenig Talent gezeigt hat," schrieb Gutzkow 1838, und als er las, daß Immermann meinte: „Das Unglück unserer Zeit besteht darin, daß die Regierten mehr Geist besitzen, als die Regierenden," fügte er hinzu: „Nun ist dies wohl zunächst kein Unglück, es wird erst eines, wenn die Regierenden glauben, den Geist, welchen die Regierten besitzen, sich nicht aneignen zu brauchen. Mit einem Wort, wenn etwas fehlte, so wäre es dies: daß die Autoritäten nach unten hinstreben, und zwar negativ, statt daß wir seit Voltaire, Hume, Friedrich dem Großen bis auf das Jahr 1815 alle Pole gegen oben gerichtet sahen, mit positiver, die Wahrheit und die Ewigkeit suchender Richtung. Es fehlt der heutigen Regierungskunst die idealistische Tendenz; sie

beſchützt die Wiſſenſchaft und die Kunſt, aber ſie macht ſie nicht zu freien Verbündeten; ſie verräth nirgends, daß ſie keine andere Rechtsſätze vertheidigen wolle, als die ſie von der Freiheit und der Philoſophie heiſchte. Es fehlt unſerer hiſtoriſchen Exiſtenz ſeit länger als zwei Dezennien die ſchöne Färbung eines Strebens über das, was man hat, hinaus; man ſcheint dasjenige, was man beſitzt, nur erhalten zu wollen. Die Literatur iſt zurückgeſetzt und auf eine lange Unthätigkeit verwieſen."

An einer anderen Stelle ſagt er: „Eine Literatur mit nationaler Akklamation liegt außer dem Bereiche deſſen, was wenigſtens für jetzt in Deutſchland möglich iſt. Die Unmöglichkeit liegt in den Umſtänden, vor allen Dingen aber in dem, daß man einer eingreifenden, mächtigen und ſchlagenden Literatur nicht zu bedürfen ſcheint. Denn, wäre ſie ein Bedürfniß, ſie würde bald vorhanden ſein. Das achtzehnte Jahrhundert und ſein Wendepunkt glühten Idealen und Ahnungen entgegen, beide Zeiträume ſtrebten dahin, die Sphäre des Thatſächlichen zu überſchreiten und ſtatt der alten eine neue Welt zu finden. Unſere Zeit dagegen, geboren aus dem Transcendentalismus, drängt in die alten Geleiſe zurück und will Wirklichkeit, während man früher von der Wahrheit ſprach. Die alte Zeit war Revolution, die neue iſt Konſtitution. Wenn

in der neuen Zeit alle Intereſſen ſich drängen, um an die Reihe und das Ihrige zu kommen, ſo wird nur die einzige Literatur vergebens warten und lange nicht wieder dasjenige werden, was ſie einſt geweſen iſt."

Ferner ſchreibt er: „Man hat geſagt, daß die gegenwärtige Schriftſtellerepoche nur dazu beſtimmt ſcheine, einer zukünftigen den Weg zu bahnen; Großes werde aus ihr nicht gedeihen; ſie werde den Graben füllen müſſen, über welchen ein anderes Geſchlecht zum Siege kommt. Und ich glaube es von Herzen."

Er glaubte und mußte es ſchon darum glauben, weil er einen großen Theil und zwar den beſſeren und bedeutenderen der damaligen Literatur in das Wolkenkukuksheim der Philoſophie verſtiegen, d. h. auf geiſtigen Pfaden und Gebieten fand, die, weit abſeits von den Wünſchen und dem Verſtändniß des Volkes, dieſem nach keiner Richtung zum Gedeihen und Heil verhelfen konnten.

Wie das junge Deutſchland mit Gutzkow an der Spitze den deutſchen Volksgeiſt von der Romantik abwenden mußte, ſo mußte es auch denſelben aus den philoſophiſchen Irrgängen zurück- und dahin führen, wo er allein Gelegenheit und Anlaß traf, werkthätig und geſund in die ſich bildenden Geſchicke des eigenen Vaterlandes einzugreifen.

Die Hegel'ſche Philoſophie, nach der Kant'ſchen

die einſchneidendſte und wichtigſte, gleichſam der Höhepunkt dieſer Wiſſenſchaft in unſerem Jahrhundert, zog die beſten Geiſter Deutſchlands mächtig an, und wenn ſie auf der einen Seite durch ihre Dialektik deren Fähigkeit erhöhte und verſchärfte, ſo verſchwemmte und verdämmerte ſie auf der andern die Begriffswelt in ſo heilloſer Art, daß die allzu transcendentale deutſche Spekulation den feſten Boden unter den Füßen verlor und in Gefahr kam, den geſunden praktiſchen Sinn für die Dinge dieſer Erde einzubüßen.

Es iſt ſicher ein Verdienſt des jungen Deutſchlands, daß es, mit der Muttermilch der Romantik genährt und in der Hegel'ſchen Schule gebildet, doch Kraft und Feſtigkeit genug in ſich fand, von beiden Extremen ablenkend, die wahre Mitte zu erreichen und auf dieſer in das Herz der Nation zu dringen.

Karl Gutzkow iſt bei dieſem Eindringen entſchieden ein Vordermann.

Schon aus den wenigen vereinzelten Auszügen, die wir hier gegeben, wird ſich dies zur Genüge erkennen und überdies wahrnehmen laſſen, wie tief und gründlich Gutzkow die Menſchen, Dinge und Zuſtände durchſchaute und dieſelben gleichſam bis auf die Nieren zu prüfen vermochte. Keiner ſeiner Genoſſen kann ſich in dieſer Hinſicht mit ihm meſſen. Hierin iſt er Allen überlegen und ein wahrhaft erleuchteter Kopf.

Digitized by Google

Er kannte ſein Geſchlecht und ſein Jahrhundert ſo zu ſagen bis in ihre Eingeweide, und aus dieſer Kenntniß heraus ſchuf er Werke, die einen unvergänglichen Werth behalten werden und behalten müſſen, weil ſie Offenbarungen aus einer Lebensperiode des deutſchen Volkes ſind, in der ſich dieſes aus dem geiſtigen Drucke und der nationalen Verſumpfung einerſeits und anderſeits aus der philoſophiſchen Wolkenverſtiegenheit mächtig zur politiſchen Größe und Freiheit hindurch rang. Will man in der Beurtheilung des jungen Deutſchlands gerecht ſein, ſo muß man ohne Zweifel eingeſtehen, daß der Aufſchwung des deutſchen Volkes im Jahre 1870 ohne daſſelbe geradezu undenkbar erſcheint. Das junge Deutſchland war die nothwendige Vorrede dazu.

Nachdem Ludolf Wienbarg daſſelbe mit einer gewiſſen Feierlichkeit inaugurirt, Theodor Mundt ihm gleichſam Thür und Thor in die Geſellſchaft eröffnet, ihm eine eigene Kunſt der deutſchen Proſa und einen journaliſtiſchen Anhang geſchaffen, wie ihn vordem noch keine literariſche Richtung, weder die Gottſchedianer, noch der Göttinger Düſterbund, nicht einmal unſere deutſche Genieperiode erlebt hat, erſchien endlich Heinrich Heine mit der Märchenkrone der Poeſie geſchmückt, um ſich huldigen zu laſſen und dabei den Stachelſporn der ſozialen Ironie und der politiſchen Satyre dem deutſchen Michel ins Genick zu drücken.

Digitized by Google

Der Hohn und Spott, welchen Heine und seine Anhänger unausgesetzt auf ihn niederregnen ließen, verbunden mit den halb träumerischen, halb realen nationalen Anregungen und Wünschen, die bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt die Geister aufrüttelten und erfüllten, dies alles konnte auf die Länge nicht ohne Wirkung bleiben. Dies um so weniger, als Heinrich Laube und Karl Gutzkow mit ihren zahlreichen Schriften nachhalfen; der Erstere Heine sekundirend und der Letztere nach Heines Verfündigung an Börne Heine bei Seite schiebend und sich mit zielbewußtem Streben an seine Stelle setzend.

Heinrich Laube fuhr unruhig und beweglich hin und her, wie ein literarischer Landsknecht der Freiheit dienend, überall dazwischenfahrend und fechtend, wo es Lärm und Getümmel gab, bis er sich schließlich im Theater ansiedelte und auf der Bühne die Heimstätte seines Geistes fand. Karl Gutzkow dagegen gab sich keiner Richtung ausschließlich hin, sondern bepflügte und beflügelte alle. Er sprengte mit seinen Schauspielen dem modernen Drama eine Gasse, breit genug, um das ganze neue Jahrhundert in dramatischer Form hindurch marschiren zu lassen, schuf sodann dem Roman ein erweitertes, die gesammte heutige Gesellschaft umfassendes Gebiet und bestrich journalistisch mit dem nie zum Schweigen gebrachten

Geſchütz ſeines geiſtigen Schaffens die volle Gefechtslinie der alten, Widerſtand leiſtenden Reaktionszeit ſo lange und ſo nachdrücklich, daß der Vorſtoß der jungen, immer neu in den Kampf eilenden literariſchen Jugend ſich ungeſtört und ununterbrochen vollziehen konnte. Guſtav Kühne, den wir nur deswegen nicht ins Mittel ziehen, weil er noch unter den Lebenden weilt, obſchon er zunächſt mit zu dem jungen Deutſchland gehört, Eduard Duller, Hermann Marggraff, Ernſt Willkomm, Alexander Jung, Robert Prutz, Friedrich von Sallet und viele, viele Andere dienten in dieſer literariſchen Vorſtoß-Armee als Infanteriſten. Die Sturm- und Drang-Lyriker: Karl Beck, Alfred Meißner, Anaſtaſius Grün, Ferdinand Freiligrath, Georg Herwegh, Moritz Strachwitz, Gottfried Kinkel und Andere als flinke und tapfer einhauende Kavallerie. Auch Emanuel Geibel mit ſeinen harmoniſch austönenden Heroldsrufen gehört dazu.

Man hat behauptet, daß man die deutſchen Siege von 1870 und 1871 im Grunde dem deutſchen Schulmeiſter, d. h. der deutſchen Bildung verdanke. Wir geben das freudig zu, allein nur in dem Falle, wenn man zu dieſem deutſchen Schulmeiſter auch das junge Deutſchland rechnet.

Digitized by Google

Anhang.

Seither ungedruckte Briefe von Theodor Mundt, Heinrich Laube und Karl Gutzkow an den Verfaſſer vorſtehenden Werkes enthaltend.

Digitized by Google

Theuerſter Freund!

Ihr liebes Briefchen, das Sie mir nach Genf geſchrieben, hat mir herzliche Freude gemacht, und wenn ich Ihnen erſt heut in Nürnberg auf der Rückreiſe einige Zeilen des Grußes erwiedere, ſo geſchieht es, weil ich inzwiſchen, unter lauter Gletſchern, Lawinen und Waſſerfällen, im eigentlichſten Sinne den Gebrauch der Schreibfeder verloren, und ſo unliterariſch geworden bin, daß ich jetzt in dieſem Augenblick an meiner eigenen Handſchrift eine neue Bekanntſchaft zu machen glaube. Daß ich nun gerade durch Sie, mein Freund, zum Schreiben, als zu meiner eigentlichen Beſtimmung, wieder zurückgeführt werde, will ich als eine günſtige Vorbedeutung annehmen. Wie bei unſerer neulichen Einfahrt in Berlin, von Leipzig aus, uns ſchon beim Anhaltiſchen Thor gleich wieder geiſtreich zu Muthe wurde, ſo fühle ich ſchon ſeit den letzten Poſtſtationen in Deutſchland wieder eine mehr literariſche Luft mich anwehen, und daß ich heut an Sie ſchreibe, bringt mich vollends zu den heimathlichen und gewohnten Beziehungen im Reiche des Geiſtes zurück, und ich bin gar herzensfroh darüber. Wir

haben große und coloſſale Naturgenüſſe auf unſerer Reiſe gehabt, indeß erfreut man ſich an der Natur doch immer nur bis auf einen gewiſſen Punct, wo man ſich von ihr entfremdet fühlt und mit einem geheimen Entſetzen abbricht, um ſich mit neuer Luſt rein menſchlichen Beziehungen wieder zuzukehren. Es iſt das erſte Mal, daß ich ſo ausſchließlich eine reine Naturreiſe in ſolchem Umfang gemacht, zum Theil beritten auf Pferden und Maulthieren, ſo daß Sie Ihre Freude an uns gehabt haben würden, wenn Sie uns Tage lang über Eisberge und Schneegründe hätten dahinreiten, durch Höhlen kriechen, über ſchwindelnden Abgründen ſchweben, und gegen die blendend weißen Rieſenformen des Montblanc und die beſtändig von Lawinen krachende Jungfrau uns hätten abzeichnen ſehn. Auch an komiſchen Seiten, wie Sie denken können, hat es dabei nicht gefehlt, und Sie dürfen ſich deshalb nur an Clara wenden, die, wie Sie mir eben zuruft, einen ganzen Sack voll Geſchichten Ihnen mitbringt. Der äußerſte Punct unſerer Reiſe, zu dem wir in der Schweiz gelangt, war Savoyen, ein herrliches großartiges Land mit kleinen armen armſeligen Menſchen. In Chamouny, wo wir dicht unter dem Montblanc wohnten, beſtiegen wir, nach einem Ritt von einem Tage aufwärts, das Eismeer, eines der größten Naturwunder der Welt, wo zwiſchen den

Eisblöcken, auf denen man herumklettern kann, aus der unermeßlichen Tiefe die grünen Wellen sich heraufschaukeln. Dort, mitten auf dem Eismeer, trafen wir plötzlich einen guten deutschen Bekannten, den auch als humoristischen Schriftsteller mir sehr achtbaren Arzt Dr. Steinheim und Frau. Da war denn plötzlich von deutschen, persönlichen, wissenschaftlichen und politischen Beziehungen in Hülle und Fülle die Rede, sogar auf die Fräulein Assing und Dr. Gutzkow kam das Gespräch. Hier und im Grindelwald, den wir erst nach unserer Rückkehr aus dem Chamounythal bereisten, glaubte ich oft, daß die Märchenwelt uns ihre diamantenen Pforten aufgeschlossen habe: die Eisgletscher, welche bis in das grüne und lachende Thal hinablaufen, die herrlichste und üppigste Vegetation, eingefaßt und durchbrochen von starren Schneemassen, welche das Aufhören alles Lebens, den ewigen Tod, und den Schmerz der Vernichtung, welcher durch die Schöpfung geht, anzeigen. Mit Menschen haben wir auf unserer ganzen Reise wenig verkehrt. Ich liebe den Charakter der Schweizer nicht, und weiß keine andere Bezeichnung für sie, als miststolz. In Frankfurt war es mir sehr angenehm, Gutzkow wiederzusehen. Er erklärte sich sehr bereit gegen mich, Ihnen einen Beitrag zu schicken, um so mehr, da er jetzt mit der Kölnischen nichts mehr zu thun habe. In

Stuttgart, wo es mir außerordentlich gefiel, erneuerte ich jetzt meine Bekanntschaft mit Herrn von Cotta. Doch ich muß abbrechen, da wir in einigen Stunden nach Hof abreisen. Dieser Brief sollte Ihnen nur sagen, daß ich mit aufrichtiger Liebe auf der Reise an Sie gedacht habe; und mich wahrhaft darauf freue, Sie in Berlin wiederzusehen. Sie machen zwar in Ihrem Brief desperate Schilderungen, aber gerade darum ist es in Berlin so gut, weil es dort doch noch Zustände giebt, an denen man verzweifeln kann. Das ist das flüssige Wesen des Geistes, daß er den Zweifel und die Verzweiflung weckt. In der großen felsenstarken Natur kann man aber nur jedesmal an sich selbst verzweifeln, hier macht uns der Zweifel klein, dort groß. Grüßen Sie alle unsere Freunde, die nach uns gefragt haben, bestens und schönstens von uns. Unsere Bande erwiedert Ihre Grüße herzlich und ich bin mit Händedruck

Ihr

Nürnberg, 29. Juli 44. Theodor Mundt.

Verehrtester Freund!

Ich habe so lange nichts von Ihnen unmittelbar gehört, und um es meinerseits nicht an einem Lebenszeichen fehlen zu lassen, sandte ich Ihnen vor einiger

Zeit den Roman der Matadore. Sie können denken, daß ich begierig bin, darüber ein Wort von Ihnen zu vernehmen. Ich laſſe heut mein Neueſtes „Macchiavelli und der Gang der europäiſchen Politik“ folgen. Es war mir ſo lieb und werthvoll geworden, mit Ihnen in geiſtiger Verbindung zu leben, und es ſoll darum nicht an mir liegen, wenn dieſer Faden abreißt. Aus dem Roman und dem Macchiavelli werden Sie genau erſehen, wie ich jetzt nach allen Seiten hin ſtehe: in letzterem Werke um ſo mehr, da ich darin zugleich alle Fundamentalfragen der laufenden Politik behandelt habe. Die Oppoſition iſt einmal meine geiſtige Lebensluft, in der ich am beſten gedeihe, und ich athme ſie jetzt erſt recht in vollen Zügen ein. Der Macchiavelli iſt zugleich das Problem aller Jahrhunderte, und ſeine Löſung mußte auch für unſere Zeit wieder verſucht werden. Mein literariſches Schickſal hat es von jeher gewollt, daß ich in ſolchen Dingen voran und zuerſt auf die Bahn getrieben wurde. Meine Univerſitäts-Vorleſungen über Macchiavelli, den Principe und die Discorſi regten zuerſt dies Thema wieder an. Venedey und Ebeling folgten in ihren Büchern ſofort nach, und jetzt erſcheint das meinige, nachdem ich die Reſultate meiner Vorleſungen noch einmal auf das Gründlichſte und aus vielen neuen Forſchungen überarbeitet habe. Auch in England,

Digitized by Google

Frankreich und Amerika fängt plötzlich die Macchiavelli-Literatur wieder an zu blühen. Doch nun genug von mir, liebſter Wehl! Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, Ihnen wieder einmal einen Rechenſchaftsbericht über mich abzuſtatten! Thun Sie jetzt das Ihrige, Cardinal-Kritiker! Vor allen Dingen aber geben Sie mir einige freundliche Nachrichten über ſich und ihr dortiges Treiben. Ich beneide Sie um ihren Aufenthalt in Hamburg, deſſen Friſche mir von jeher wohlgethan. Hier wird es von Tag zu Tag erbärmlicher, und zu dem Bankerott einer ehrloſen und verrätheriſchen Regierungspolitik geſellt ſich auf ſchreckenerregende Weiſe die öffentliche Abſtumpfung und Gleichgültigkeit. Man muß inzwiſchen ſehen, wie man mit ſeiner Perſon dabei fertig wird. Was ich bisher von Ihrem Journal unter der neuen Leitung geſehen, hat mich durch Lebendigkeit, Takt und Mannigfaltigkeit ſehr befriedigt. Auch von Ihrer Bühnen-Thätigkeit höre ich viel Erfreuliches. So wären Sie denn in allen Dingen auf dem beſten und ſchönſten Wege. Leben Sie wohl, und empfangen Sie die herzlichſten Grüße von uns Beiden! In alter Geſinnung

Ihr treuergebner

Th. Mundt.

Mein theuerſter Wehl!

Wenn ich ein ebenſo guter Briefſchreiber wäre, als ich von Herzen Ihr Freund bin, ſo hätte ich dadurch ſchon den Vortheil, daß ich nicht alle meine Schreiben an Sie mit den ſtereotypen Entſchuldigungsformeln beginnen müßte. Erlaſſen Sie mir dieſe, und ſein Sie gewiß, daß der Zuſammenhang zwiſchen uns nie abreißen kann, weil er, wie ich meine, auf innerlichen Baſen feſtſteht und von Anfang an ſeine Nothwendigkeit hatte. In dieſem Gefühl ſchicke ich Ihnen in dem beifolgenden Poſtpacket die neue, nun endlich fertig gewordene Ausgabe meiner Geſchichte der Literatur der Gegenwart. Ich wüßte Keinen unter den Kritikern der Jetztzeit, der ſo im Stande wäre, das Buch zu beurtheilen, wie Sie, mein Freund, der Sie Selbſt das feinſte Ohr und das höchſte Maaß für literargeſchichtliche und künſtleriſche Entwickelungen beſitzen, und meine Literaturgeſchichtsſchreibung in allen ihren Phaſen entſtehen ſahen und begünſtigt haben. Thun Sie für das Buch, was ſie können, ohne Ihrem Urtheil auch gegen mich, wo es Ihnen darauf ankommt, den geringſten Zwang anzuthun. Sie waren bei einer früheren Gelegenheit (wo eine Art von Intrigue mitſpielte) ſehr falſch berichtet, als Sie annahmen, daß ich gegen Tadel empfindlich geworden ſei. Dem

iſt nicht ſo, mein Freund, und wie ich im Feuer der öffentlichen Debatte erzogen bin, ſo habe ich mir auch die Kraft bewahrt, jedem Urtheil frei ins Auge zu ſehen. Und auf das Ihrige freue ich mich aufrichtig in jeder Weiſe! Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie, außer ihrer eigentlichen kritiſchen Beſprechung, von der ich bei Ihrer großen Kenntniß der neueſten laufenden Literatur recht viele Details und lehrreiche Fingerzeige erwarten darf — vielleicht ab und zu einige Partieen des Buches, einzelne literariſche Charakterbilder, Ausſprüche, oder was Ihnen gerade dazu geeignet erſcheint, in Ihrem Journal abdrucken laſſen wollten. Doch Alles dies iſt ein Wunſch, und es bleibe ganz Ihrem Ermeſſen überlaſſen, in welcher Weiſe Sie dem Buche Ihre Theilnahme und Ihre Förderung beweiſen wollen!

Hier in Berlin iſt jetzt eine troſtloſe Lebensöde. Nicht bloß Preußen und Berlin, ſondern auch der Berlinismus hat das letzte Vertrauen zu ſich ſelbſt verloren. Vielleicht wird es ihm bald auf irgend eine Weiſe wieder eingebläut! Es iſt mir eigentlich ein großer Querſtrich, daß wir nicht zuſammen leben können, liebſter Wehl! Wir würden in guter Gemeinſchaft doch dem Regenhorizont der Zeit manchen Sonnenſtrahl mehr abfangen. Ich ſchreibe dieſen

Brief nicht in der ruhigsten Position. Theodorchen, der Sie noch Ihr freundliches Andenken bewahrt haben, feiert heut ihren Geburtstag, und zwar in Form eines Kinderballs, der unter den Tönen einer schrillenden Geige in den Nebenzimmern tobt. Gegen diesen modernen Aufschwung der jüngsten Generation komme ich mir mitsammt meiner Literaturgeschichte höchst winzig vor, und finde es am gerathensten einzupacken, indem ich nur noch unserer Beider herzlichste Grüße hinzufüge, und Sie bitte, mich recht bald mit einer Zeile zu erfreuen, die mich Ihres fortgesetzten freundschaftlichen Andenkens versichert. In aufrichtiger treuer Ergebenheit

Ihr

Th. Mundt.

Verehrtester Freund!

Seit lange Ihnen zu mehrfachem Dank verpflichtet, komme ich erst heut dazu, Ihnen denselben mit meinen herzlichsten Grüßen auszusprechen. Sie haben sich meiner Arbeit über den Macchiavelli so freundlich angenommen, und dürfen überzeugt sein, daß ich Ihnen erkenntlich dafür bin. Ich beeile mich jetzt um so mehr Ihnen dies auszudrücken, als ich auf den seltsamsten Umwegen höre, daß Sie

zweifelhaft über meine Auffassung Ihrer Recension geworden seien. Es liegt mir daran, jedes Mißverständniß, welches zwischen Ihnen und mir entstehen könnte, sofort aus dem Wege zu räumen, denn es ist kein Grund vorhanden, daß nicht Alles zwischen uns klar und licht sei, wie immer. Unsere liebenswürdige Freundin, Mdm. Albertine Rott, hat an dem humoristischen Ton Ihrer Besprechung, bei so ernster und dringender Politik, Anstoß genommen, und, wie ich höre, Ihnen dies, gewiß weniger in meinem Interesse, als aus Interesse für Sie, zu erkennen gegeben. Sie mag dies mit Ihnen ausmachen, wozu sie in der That allen Geist und alle Energie besitzt. Wir haben sie sehr liebgewonnen, und sie ist viel mit uns. Der treffliche Kern ihres Wesens ist früher wohl zu wenig beachtet und in Anspruch genommen worden, und blieb darum hinter der glänzenden Außenseite ihrer Erscheinung verhüllt. Sie hat ihren innerlich regen Geist an Ihrer Recension zum Ritter werden lassen wollen. Ich kann mir denken, daß Sie Cavalier genug gewesen sein werden, um bei der Hinwerfung dieses Fehdehandschuhes zugleich die Gunst zu erkennen, die Ihnen dadurch zu theil geworden ist. Dies liegt ganz in der Natur der Sache. Was den Macchiavelli, mein Buch und uns Beide selbst betrifft, so wissen wir ganz genau, woran wir sind.

Ich ſchätze jede Aeußerung, die von einem ehrlichen Standpunkte aus über mich geſchieht und nehme ſie mir zu Herzen, ſo viel ich kann. Man ſchreibt aber heutzutage mehr als je um der Sache willen, und um was Anderes ſollte man auch heut noch ſchreiben? In dieſe konnten Sie in Ihrem geſchätzten Blatt doch immer nur mit Rückſicht auf die Verſtändnißweiſe Ihrer Leſer eindringen, und hinter Ihren etwas buntgefärbten Zeilen ſah ich doch immer Sie, den ſinnigen und antheilvollen Freund, der oft mehr in ſich hat, als er ausgiebt. Und nun genug von „einer Recenſion und ihren Folgen", was, beiläufig geſagt, ein recht artiger Luſtſpiel-Titel für den fruchtbaren Feodor Wehl wäre! Meine Frau grüßt Sie ſchönſtens und angelegentlichſt, und wird Ihnen in den nächſten Tagen ein kleines Novellen-Fragment für die „Jahreszeiten" ſenden. Wir erfreuen uns in unſerm ganzen Kreiſe ſehr an dem allerliebſten Weſen Ihres Journals, aus dem man ſtets etwas Neues erfährt. Ihre eigenen trefflichen Aufſätze gefallen mir beſonders. Leben Sie wohl, und erfreuen Sie mich bald einmal wieder mit einer Zeile!

Ganz Ihr aufrichtig ergebener

Th. Mundt.

Berlin, Mai 1851.

Mein theuerſter Freund Wehl!

Alle Tage wollte ich Ihnen ſchreiben, und Ihren lieben innigen Brief, der noch unbeantwortet vor mir liegt, in demſelben Sinne erwiedern. Aber Sie wiſſen von alter Zeit her, daß ich in der Sache des Briefbeantwortens nicht recht zurechnungsfähig bin. Ich bin in dieſem Winter ſtärker wie je durch die verſchiedenartigſten Arbeiten in Anſpruch genommen. Zwei neue Auflagen meiner Bücher, die ich zeitgemäß wiederherzuſtellen und zu ergänzen habe, machen mir ſehr viel zu ſchaffen. Es iſt dies die „Geſchichte der Literatur der Gegenwart", die ich gründlich und faſt neu wieder durchgearbeitet habe, und die „Geſchichte der Geſellſchaft", für welche ſeit der Zeit, wo dieſes damals ſo großes Aufſehen erregende Buch gedruckt wurde, ein ganz neues Material und ganz neue Motive entſtanden ſind. Außerdem habe ich viele einzelne Arbeiten, mit denen ich auf dem Laufenden bleiben muß, die Bibliotheks-Geſchäfte u. ſ. w. Auch will man leben, oder ſich wenigſtens die Illuſion verſchaffen, daß man lebt, wie erſchwert und mißlich auch dies Geſchäft nach Zeit und Ort von Tag zu Tag geworden ſein mag. Alle dieſe Umſtände werden hoffentlich mein langes Stillſchweigen bei Ihnen ent-

ſchuldigen. Ihr letzter Brief hatte viel Erfreuliches für mich. Er bewies mir, daß, wenn Sie Sich auch in der Literatur von mir abgewandt zu haben ſcheinen, Sie doch perſönlich mein Freund geblieben ſind und bleiben wollen. Aber auch in der Literatur werden Sie in nicht zu langer Zeit wieder zu mir zurückkehren. Es iſt unrecht, daß Sie über die „Matadore" ganz geſchwiegen haben. Wenn Ihnen das Buch nicht zuſagte, ſo würde ſelbſt durch Ihren Tadel darüber noch manches Beziehungsreiche haben notirt werden können.

Für meine neue Ausgabe der „Literatur der Gegenwart" erbitte ich mir einige Notizen über Alles, was von Ihnen bisher im Druck erſchienen iſt. Die erſte Auflage wurde in 2000 Exemplaren verkauft, was für unſer armes Deutſchland immer ſchon ein ziemlich günſtiges Verhältniß iſt. Die „Geſchichte der Geſellſchaft" wurde faſt gleich nach ihrem Erſcheinen vergriffen, und erſcheint jetzt wohl zu einem günſtigen Moment erneuert, da man jetzt ohne Zweifel die Miſſion, welche der Socialismus in der modernen Welt hat, klarer als je überſehen und damit vor der Hand abſchließen kann. Außerdem ſchrieb ich noch eine größere Novelle, unter dem Titel: „Ein franzöſiſches Landſchloß", die in dem Feuilleton des Wiener „Wanderer" erſcheinen wird.

Ich habe Ihnen hiermit, wie es ſich zum Jahresſchluß dem Freunde gegenüber geziemt, einen genauen Rechenſchaftsbericht über meine Thätigkeit abgeſtattet. Ich kann noch hinzufügen, daß ich eine Biographie meines in Breslau verſtorbenen Freundes Friedrich von Heyden herausgeben werde (wahrſcheinlich der Sammlung ſeiner vortrefflichen Gedichte vorangeſchickt). Nun wünſche ich aber auch, daß Sie mir Gleiches mit Gleichem vergelten und mir recht bald von Ihrem Thun und Treiben Nachricht geben werden. So weit daſſelbe aus den „Jahreszeiten" erſichtlich iſt, haben wir Beide ſtets mit dem größten Intereſſe davon Notiz genommen. Meine Frau iſt namentlich eine ſehr befriedigte Leſerin Ihres Journals, und iſt Ihnen für die regelmäßige Zuſendung deſſelben außerordentlich dankbar. Auch von den Arbeiten von L. Mühlbach nehmen Sie gar keine Notiz, Sie Schreckensmann des Ignorirens, während Sie ſonſt über Alles, was Hinz und Kunz thun und gethan haben, genau Buch führen, und zwar mit der eingehenden Pietät, die eine Ihrer liebenswürdigſten Seiten als Journaliſt iſt.

Nun leben Sie wohl, und behalten Sie Ihre Freunde in treuem Angedenken. Ich höre mit Bedauern, daß Sie leidend ſind, wodurch auch wohl das Verſprechen Ihrer Hierherkunft, womit Sie

uns früher erfreuten, vereitelt wurde. Mit vielen herzlichen Grüßen von uns Beiden

Ihr aufrichtig ergebener

Th. Mundt.

Berlin, den 27. Dec. 51.

Ich glaube, wir ſind Landsleute, lieber Herr Wehl! Sind Sie nicht ein Schleſier? — Und wollen Sie, nicht bloß von dieſem Standpunkte aus, eine Anknüpfung mit mir und der Eleganten verſuchen, mit Feuilleton-Artikeln und einer Wochen-Correſpondenz, oder mit einem Enſemble Beider? Freitag muß es immer in meinen Händen ſein, wenn es für nächſte Lieferung zurecht kommen ſoll. Können und wollen Sie bis nächſten Freitag mir etwas ſenden? Den Stil und die Tendenz des Blattes kennen Sie ja wohl. Freimüthig, dem gründlichen Sinne nach freiſinnig, aber nicht parteiiſch für eine politiſche Richtung, das Talent und die Schöpfung ſchützend gegen Alles, heiter ſo ſehr Sie wollen, witzig nach Kräften, wenn es nicht gegen Geſchmack und Anlage, wahr um jeden Preis, unterhaltend ſo viel als möglich, kurz und

ſtoffhaltig noch mehr als möglich — das wäre etwa die Deviſe. Sagen Sie mir gütig, ob Ihnen Zeit und Neigung geſtatten, darauf einzugehen, oder ob Sie Verbindlichkeiten haben, die daran hinderlich wären.

Mich Ihrem Wohlwollen empfehlend

Ihr ergebener

Leipzig, 21. Juli 43. Laube.

Leipzig, 6. Novbr. 43.

Ich freue mich ſehr, wenn Sie Rokoko leſen wollen, und falls Sie's nicht haben können, ſo ſende ich's Ihnen ſammt der Bernſteinhexe. Vor letzterer werden ſich die Hofſchranzen, das heißt Hof-Intendanzen, gewiß wieder recht altweiberhaft fürchten — es iſt ein feuerroth Stück Geſchichte ohne Bemäntelung, und das vertragen die zarten Nerven nicht mehr. Herr v. Küſtner iſt um kein Haar beſſer als die andern, wie ſammtpfötig er thut, und die unzulängliche Vorkritik dieſer Herren iſt der Tod unſeres aufwachſenden Dramas. Wie bereitwillig mir perſönlich auch H. v. K. iſt, ich beginne in dieſer Woche den Krieg gegen das Berliner Hoftheater, es als das charakteriſirend, was es jetzt iſt: ein Theater zweiten Ranges. —

Eine Aufführung Rokokos mit ſo unzureichenden Mitteln kann ich nicht brauchen. Dies Anerbieten und aller übrige Gang deutet ganz und gar auf die Abſicht hin, uns in die unzulängliche Perſonalmittelmäßigkeit einzuwiegen wie in etwas, was ganz in der Ordnung wäre.

Nach alle dem — denn vor der Hexe erſchrickt H. v. K. gewiß und braucht Deckung — hab ich leider gar keine Ausſicht, in dieſer Saiſon nach Berlin zu kommen und Sie zu ſehen. Eigentlich hatte ich immer den halben Rückgedanken, Ihnen durch H. Voß die Redaction des ſelbſtändigen Beiblattes „Die Mode“ anbieten zu laſſen, wenn Sie Zeit und Luſt und Sinn für die darin nöthige Beſchränkung hätten. Aber ich kenne Ihre Verhältniſſe gar nicht, und es wäre, wenn Sie nicht überhäuft geweſen, eine mündliche Beſprechung über die Vorfrage nöthig geweſen.

Varnhagen grüßen Sie zum Allerſchönſten, auch ihn hätte ich ſo gerne geſehen, und ihm ein Buch, das er mir geliehen, zugeſtellt. H. v. K. verſchiebt leider das Alles, und mit dem Kriege gegen die ganze Anſtalt werde ich wohl langehin auf Inſceneſetzung inmitten des Gensdarmenmarktes verzichten müſſen.

Von Herzen Ihr

Laube.

Leipzig, 8. Decbr. 43.

Ich habe eine Bitte an Sie. Möchten Sie wohl morgenden Tages Ihr Exemplar der Bernsteinhexe Madame Crelinger mittheilen, und sie von mir bitten, es durchzulesen und zu erklären, ob sie die Rolle der Liese Kolken übernehmen wolle. Es ist ihre Rolle, aber die Intendanz meint, sie werde sie nicht spielen, und man dränge bei ihr mit Disciplin nicht durch. So sind wir in Berlin!

Die Rolle ist aber von großer Wichtigkeit und hat eine große tragische Scene im 4. Akt, nach welchem sie gerufen werden kann. Was Bezeichnung der Garstigkeit u. dergl. betrifft, so kann dies leichtlich weggelassen werden: sie braucht nur blaß zu sein, die Liese, je schöner in dieser Bläße, um so besser.

Machen Sie ihr dies, ich bitte, plausibel; denn sonst komme ich mit dieser Rolle an Md. Valentini. Es ist eine Verzweiflung mit diesem Berlin!

Sie wird die Marie für ihre Tochter Clara vielleicht zum Preise haben wollen, aber die Neumann ist besser dafür. Dagegen hab' ich in Hamburg ihre Bertha direkt vorgezogen einer dafür vorgeschlagenen Demois. Lebrun, und der Bertha würde ich sie auch in Berlin gegeben haben. Für Clara hat die Rolle zu viel Umfang von Heiterkeit bis zur Tragik.

Wollen Sie mir den Gefallen thun, dieſe diplomatiſche Miſſion zu übernehmen? Es hängt davon das baldige oder verſpätete Aufführen des (bereits zuſammen geſtricheuen und gemilderten) Stückes ab, und ich wäre Ihnen ſehr dankbar, wenn Sie mir in einigen Tagen ein Reſultat ſchreiben könnten. Iſt's ein günſtiges, ſo zeigen Sie's wohl Herrn v. Küſtner an, der ihr dann ſogleich die Rolle zuſchickt.

Sobald die Proben beginnen, komme ich nach Berlin und freue mich, Sie perſönlich kennen zu lernen. Sie miethen mir dann wohl ein Chambre garni auf acht Tage in einer der breiten Straßen, die ſo menſchenleer. Seit Paris find' ich Berlin dilettantiſch als große Stadt.

Inlagen geben Sie wohl zur Stadtpoſt.

Gott ſchütze Ihr Haupt und ſalbe Ihre Zunge ſüß und bitter mit Schmeichelei und Drohung für die Lieſe.

Ihr

Laube.

Fluth von Arbeiten hat mich bisher gehindert, Ihnen herzlichen Dauk abzuſtatten für die ſo gütig übernommene diplomatiſche Miſſion. Die Dame hat Urfehde geſchworen; ſie iſt nicht diplomatiſch. So viel Eigenmacht des Schauſpielers und ſolche Schwäche

der Direction ist bei einem wohleingerichteten Theater nicht zu dulden. Ich bin Ihrem Rathe gefolgt, und habe die Rolle der Werner geben lassen und Wolf dem Wauer. Hoffen wir das Beste. Erst Mitte Februars soll es dran kommen.

Gott schütze Ihr Haupt!

Ihr

Leipzig, 3./1. 44. Laube.

Mein Verehrtester!

Ich denke, Sonntag mit dem Frühzuge, also wohl zwischen zwei und drei Uhr in Berlin einzutreffen, und würde mich sehr freuen, wenn Sie dann noch mit mir Mittag essen könnten. So haben wir die ersten Stunden sicher für einander, ehe sich die Bekanntschaften- und Geschäftswoge über mich ergießt.

Haben Sie sich also nicht schon versagt, so schenken Sie mir diesen Nachmittag, und bestellen Sie mir im Rheinischen Hofe ein zweifenstriges geheiztes Zimmer, in welchem Sie mich nach Ihrer Bequemlichkeit erwarten oder finden möchten, falls Sie meinen Vorschlag annehmen.

Interessirt es Sie, einige Ihrer Bekannten zum Kaffee hinzubitten, so wird es mich freuen, das neue

Berlin zu ſehn — dies aber ganz nach Ihrem Belieben; wir finden allein Stoff genug zum Schwatzen.

Ich habe früher im Rheiniſchen Hofe gewohnt, und kenne den Wirth aus Charlottenburg, ſo daß ich, ſollte ſich mein Aufenthalt verlängern, über billigen Preis mit ihm mich ſtellen kann. Hätten Sie etwas Gründliches gegen das Gaſthaus einzuwenden, und ein ſonſtwie und auch in obigem Betracht empfehlenswerthes vorzuſchlagen, ſo müßten Sie mir vorher ein paar Zeilen ſchreiben. Ich bin ſonſt lächerlich treu für alte Wirthshäuſer.

Mein längerer Aufenthalt hängt davon ab, ob ich das Einſtudiren Rokoko's durchſetze. Ich habe wenig Ausſicht dazu. Wiſſen Sie Herrn v. Küſtner dahin zu vermögen. Angenommen iſt das Stück nämlich lange, ich glaube auch ausgetheilt. Er entſchuldigt ſich nur für die nächſten Wochen mit Mangel an Platz. Was thun? Die Bernſteinhexe macht einen unangenehmen Eindruck, und mein Berliner Beſuch wird mir verleidet, wenn ich nicht dies feinere Genre Rokoko's auch noch zur Anſchauung und Ausgleichung bringe. Struenſee kann er in Ermangelung eines Struenſees nicht geben —'s iſt eine Verzweiflung mit dem Berlin!

Und ich wäre ſo gern einmal ein paar Wochen behaglich dort herumgeſchwommen! Rott vielleicht

könnte treiben — den Marquis neben Dörings Abbé zu ſpielen.

Entſchuldigen Sie, daß ich Sie nur von meinem Intereſſe unterhalte! Ich werd' mich beſſern.

Herzlichſt Ihr

Laube.

Ich beläſtige Sie unaufhörlich, mein Verehrter, ſogar mit Geldforderung. Möchten Sie wohl vermittelſt einliegenden Zettels an der Generalkaſſe des Theaters 150 Thaler für mich eincaſſiren und quittiren. Sie ſchicken mir die oder bewahren ſie mir, wenn Sie vor Spitzbuben ſicher ſind, bis ich hinkomme. Letzteres geſchieht wohl in ſpäteſtens vierzehn Tagen. Leider komme ich nun doch ungern. Ich habe das Stück nämlich in Hamburg geſehn, es hat großen und günſtigen Theatererfolg gehabt, aber ganz anders und ſo furchtbar gewirkt, wie ich, der treue Hiſtorie gewollt, nicht erwartet hatte. Nun fürchte ich mich, daſſelbe in einer neuen und wichtigeren Stadt noch einmal durchzumachen. Meine Anweſenheit iſt aber doch unerläßlich, beſonders wenn ich die baldige Folge Rokokos durchſetzen will. Und daran liegt mir jetzt doppelt, da die Bernſteinhexe ſo grell wirkt und ihr dämoniſches Gewebe vor modernem Publikum auf derben Brettern mehr roh als dämoniſch ausſieht.

Ferner weil ich ein neues Stück fertig habe, für welches mir in Berlin wieder die Schauspieler fehlen. — Koffka hat mir auf mein Erinnern gestern gesagt, er werde mir Ihr kleines Stück senden. Sie haben aber auch ein größeres geschrieben, nicht? — Hiller, ein gescheidter Mann, hat mir erzählt, daß er mit vielem Vergnügen Ihre Bekanntschaft gemacht.

Die politische Reaction wird so arg, daß man Pessimist werden möchte.

Gott behüte Ihr Haupt!

Von Herzen

Ihr

9/2 44. Laube.

Bin nicht sans adieu gegangen, Verehrter, sondern war den letzten Abend bei heillosem Schlackerwetter vor Ihrem Hause, um verabredeter Weise Sie noch einmal zu sehen. Der ganze erste Stock war aber stockfinster, und Sie waren trotz Grippe ausgegangen. Still trollte ich nach Hause und habe den letzten Abend allein und arbeitsam auf No. 40 zugebracht.

Ihren „Pietismus" nehme ich, und ich denke wohl, ihn unangefochten durchzubringen. Es fehlt Ihr Name darunter. Soll er fehlen?

Ihren Correspondenzen nach gehen Sie noch nirgend hin, Sie sprechen nur von gelesener Politik.

Dieſe iſt auch am ſchwerſten durchzubringen; in voriger Woche hat der Cenſor ſtark in ihrem Artikel geackert, ſo daß ich mit Mühe Sinn hineingebracht. Das iſt indeſſen Ausnahme, der Sache nach brauchen Sie darauf keine Rückſicht zu nehmen. Bei ſo ſchlechter Zeit ſagen was man nur irgend ſagen kann und zu ſagen ſich gedrungen fühlt!

Aber Begebenheiten, ſchöne Künſte, Witze nehmen Sie doch wieder auf nach beſeitigter Grippe?

Ich bin tief beſtürzt über die Unfähigkeit Berlins heimgekehrt. Nicht einmal Kritik! Ja, dieſe in Erniedrigung ohne Gleichen! Ueber die Hexe, die ſo leicht zu tadeln, das einfältigſte Zeug. Herr Rouſſeau nennt das Beſte am Stück, die Sprache, eine Sprache à la Abällino und Spieß. — Was iſt Feindſchaft, grimmiges Herunterreißen u. ſ. w., u. ſ. w. gegen Unverſtand!

Gott behüt' Sie, und ſagen Sie mir doch öfter ein paar Worte, wenn Sie Donnerstag ſchicken.

Lpzg., 22/3 44.

Ihr Laube.

Vergebung, mein Lieber, für mein Schweigen! Ich bin zum Auerhahnbalz in den Muskauer Wäldern geweſen, vierzehn Tage aller geſchriebenen und gedruckten Welt entrückt.

Es wäre ja allerliebſt, wenn Sie mit Mundt herkämen!

Der Neumann Tod hat mich tief erſchreckt — ja wohl „zwiſchen Lipp' und Bechers Rand" —

Dieſe Bernſteinhexe, ihre letzte Rolle, hat wirklich ein dämoniſch Schickſal! — Als in Hamburg bei einem großen Bankette um Mitternacht dem Autor derſelben ein Toaſt ausgebracht wurde, erleuchtete und erſchütterte plötzlich Blitz und Donnerſchlag — mitten im Januar — den Saal.

Struenſee iſt mit gutem Glücke und wie es ſcheint mit tiefer Wirkung in Stuttgart geweſen.

Ihre Freundin Charlotte v. Hagn hatte eben bei uns geſpeiſt, als Ihr diesmaliger Bericht kam; ſie wollte durchaus etwas Neues aus Berlin wiſſen, und ich habe ihr geſagt, es gäbe dort eine Revolution in Cöln, aber in Cöln am Rhein. Dieſe Sage läuft wirklich hier auf der Meſſe herum.

Ihrem geſtiefelten Kater-Enthuſiasmus kann ich mich nicht anſchließen. Aber wie deutſch iſt es! Alles Mögliche, auch wenn alles Nöthige noch fehlt. — Das Theater bricht über Euch zuſammen: Pückler kam vom Anſehn des Falſtaff nach Muskau, er ſchlug die Hände über'm Kopf zuſammen, mich ernſtlich vor weiterer Dramatik warnend, da Dergleichen gut geheißen werde. Er hat freilich Kemble in der Rolle

geſehen, wäre aber, wie er ſagte, mit einer Annäherung an Ludwig Devrient zufrieden geweſen, und habe Plattheit gefunden. Das ergiebigſte Feld ſei jetzt, meint er ganz richtig, die grauſamſten Theaterkritiken zu ſchreiben.

Und dennoch — wir wollen leben! — wenn Sie Hendrichs bewegen können, nach Berlin zu kommen, wir wollen's Ihnen herzlich danken. v. Küſtner, den ich hier geſprochen, beabſichtigt garnichts; dies iſt der Tod in Geſtalt eines Krämers. Aber Sie ſprechen wohl bloß von einem Gaſtſpiel Hendrichs?

Ach, auch Charlotte geht tiefer und tiefer in Manier hinein, 's iſt zum Verzweifeln, und doch muß ich, innerlich nämlich, für die Bühne ſchreiben. Für die innerlich graziöſe Wolf der Dragoner Birch und die Stücke als Dragönerchen mit ihr!

Herzlichen Gruß; ich komm' in's Greinen.

26. April 44.

Ihr

Laube.

Sie haben wohl ſchon geſehn, lieber Wehl, daß uns die Cenſur das Weberlied aus Langenbielau ratzenkahl weggenommen hat. Umſonſt war alle Reclamation für ein hiſtoriſch intereſſantes Document. „Es dürfte nirgends gedruckt werden!" hieß es.

Die Zeiten werden wunderlich und das Tſchech-Attentat kann leichtlich Reactionen aller Art im Gefolge führen.

Ich bin erſt ſeit anderthalb Wochen wieder heim. Erſt war ich drei Wochen in Carlsbad, dann vier Wochen mit meiner Frau auf einer Tour durch Schweden und Norwegen, und nun feſſelt mich die Beſchreibung derſelben an's Zimmer.

Es hat mich ſehr gefreut, daß Hoppé, den ich ausgekundſchaftet und Küſtner empfohlen, ſo viel Glück gemacht. Anton Gubitz und Andre ſind mißtrauiſch, ob er wohl bloß copiren könne: ich hab' ihn in meinem Rokoko als vortrefflichen Abbé von der Sauce geſehn, und dieſe Rolle war nagelneu, er hatte ſie von Niemand geſehn.

Sorgen Sie doch, daß Baiſou in Berlin gehalten wird. Er iſt zu haben und dort auch außer Hendrichs nöthig, für ältere Characterhelden nämlich; denn die Grua und Lavallade zählen ja gar nicht. — Ich für meine Perſon mache gar keine Anſtalt zur Aufführung von Rokoko und Struenſee: man bringt kein den gerechten Anſprüchen der Stadt entſprechendes Enſemble zuſammen, und hat weder Ehre noch Geld mit dieſem Regiment. Es bringt zwar nichts, aber es iſt richtiger: dies Regiment zu geißeln. —

In Stockholm und Copenhagen ſpielt man viel beſſer als in Berlin.

„Etwas über das franzöſ. Theater" kommt dieſe Woche; in der vorigen war kein Platz mehr.

Grüßen Sie Mundts u. A. Gubitz.

Mit herzlichen Wünſchen für Ihr Wohl

Ihr

Dienſtag, 30. Jul. 44. Laube.

Tauſend Dank für Ihre freundlichen Zettel, und grüßen Sie, ich bitte, meine Bekannte. Wir kämen gern zu den Ausſtellungen nach Berlin. Aber ich habe ſchrecklich viel zu thun, und Küſtner's Theater in der Nähe zu ſehn ärgert mich gar zu ſehr. Dies iſt das kläglichſte Krämerregiment, und ich habe jetzt nicht die geringſte Luſt unter Küſtner noch irgend ein Stück von mir geben zu laſſen. Deshalb frag' ich nicht mit einem Wort nach Rokoko und habe Struenſee eigentlich gar nicht eingereicht. Es kommt zum Herbſt auf allen großen Theatern, und in Berlin ſoll es durch ſeine Abweſenheit glänzen. Hoffentlich bring ich's dahin, daß dem jetzigen Herrn von Küſtner Niemand mehr ein anſpruchsvolles Stück einreicht. Er iſt — mündlich gegen mich — ganz der Meinung, mit Hendrichs' Engagement das Aeußerſte und Letzte

von neuem Aufwande geleiſtet zu haben. Mit dem Krämer-Standpunkte nützt kein Capituliren, hier hilft nur Sturz. Vielleicht wenn ein Regiſſeur wie Moritz, der wahrſcheinlich Luſt dazu hätte, hingebracht werden könnte, wäre auf ſolchem Umwege etwas zu beſſern. Wirken Sie ihm zu November oder December ein Gaſtſpiel aus; hat er das, ſo klammert er ſich in Devrients Stelle, und das wäre ein großes Glück.

Und Sie ſelbſt? Bringen Sie nicht ein Stück? Spannen Sie Ihre Kräfte darauf, Sie haben viel Zeug dazu, und ſind au fond dramatiſch. — Ein junger Oeſterreicher, Moritz Hartmann, wird Sie in dieſen Tagen mit Grüßen von mir beſuchen. Machen Sie ihn doch mit Sternberg u. ſ. w., u. ſ. w. bekannt. Bleiben Sie mir freundlich geſinnt, auch wenn Sie auf meinen Standpunkt nicht treten mögen. Ich bin eben — leider! — über zehn Jahre älter als Sie.

Ihr

Lpzg., 5. Septbr. Laube.

Dieſe Zeilen, liebſter Freund, bringt Ihnen Herr Moritz Hartmann, ein junger Dichter, und zwar ein ächter aus Oeſterreich, ein geſcheidter, liebenswürdiger Menſch, den ich Ihrer Aufmerkſamkeit empfehlen möchte.

Wenden Sie ja alles Mögliche an gegen die Soldatenwirthschaft! Das ist ein gefährlich Ding.

Ueber Kunstausstellung einen längeren Brief? Gewiß. Nur werden Sie in Noth gerathen, weil Sie noch viel zu wenig Bilder gesehn und es mit den Bildern wie mit den Weibern ist — man versteht sie erst, wenn man über die Jahre hinaus. Seien Sie froh, daß Sie noch lieben können, und schreiben Sie über die Bilder ohne Rücksicht auf Technik. Was eigentlich ein Unsinn.

Grüße von uns an Sie und alle Freunde!

Ihr

Lpzg., d. 30. Sptbr. 44. Laube.

Mit Herrn v. Küstner ist's ein böses Ding: er ist ein unverbesserlicher Krämer, der fortwährend das aufgehobene Schwert sehen muß. Daß er Struensee, den ich ihm formell gar nicht eingereicht, dem König übergeben — dies Heldenstück hat er mir mitten im Kugelregen gemeldet. Von Rokoko nichts. Diese Nachricht von Ihnen ist mir wichtig, da ich eben im Begriff bin, es hier geben zu lassen, damit aber sogleich inne hielte, wenn es innerhalb vier Wochen in Berlin herauszubringen wäre. Denn in Berlin ist ein Publikum für das Stück, hier aber nicht, ob-

wohl ich hier einen Marquis in Marr habe. Dann ließ ich hier die Vorbereitungen einstellen. Können Sie mir Näheres darüber sagen? Und ist Hoppé da? Er hat sich bei mir nicht sehen lassen. Es wäre nämlich unter jetzigen Umständen eine ganz andere als die früher vorgeschlagene Besetzung nöthig.

Rutscht Rokoko, so sehen wir uns bald in Berlin, wo ich jetzt ein paar Wochen bleiben möchte. Von Herzen Ihr

Leipzig, d. 30. Octbr. 44. Laube.

Küstner hat mir keine Zeile geschrieben über Rokoko oder Struensee. Er hat mir einen Gesandten geschickt mit Friedensvorschlägen. Weil darin von gar keiner Verbesserung seines Personals und Stils die Rede war, so hab' ich sie zurückgewiesen. Er ist nichts werth, und jeder kommende Junker kann's nicht schlechter machen. Lesen Sie * Berlin nächste Woche in der Eleganten.

Mit Rokoko liegt's übrigens wohl an Hoppé, der nicht auftreten kann und wahrscheinlich wieder nach Braunschweig muß. So sieht's wenigstens von Weitem aus — wissen Sie was darüber?

So weiß ich auch gar nicht, ob er Struensee vom

Könige zurück hat. Irgend ein dem Könige Naher wird's angesehen und es ihm achselzuckend zurückgegeben haben. Davon hat er die Hosen voll. Es ist zum Teufelholen mit dem deutschen Theater, und ich schreibe nur noch, wozu mich das Talent zwingt. Hoffentlich lange gar nichts mehr.

Unter solchen Umständen sehe ich keine nahe Veranlassung zur Hinüberkunft. Namentlich bis zum Schluß des Jahres hab' ich fürchterlich viel zu thun.

Herzlichen Gruß!

Ihr

Lpzg. Laube.

Leipzig, d. 21. Sptbr. 46.

Ich habe mich sehr gefreut, werther Freund, von Ihnen ein Lebenszeichen zu erhalten. Vorher hatte ich mir von Mad. Held schildern lassen, wie Sie Ihr Citadellen-Leben abspinnen. Geschrieben hätte ich Ihnen schon längst, wenn Weber dagewesen wäre, und wenn ich als er endlich aus dem Bade heimkehrte, etwas der Rede Werthes hätte erlangen können. Er hat aber den Kopf so voll mit der zu großen Masse großer Zeitschriften, die er sich auf den Hals geladen, daß man ihn gar nicht zu einer persönlichen Theilnahme bringen kann.

Für Ihr Jahrbuch kann ich Ihnen, da ich gar keine kleine Artikel mehr ſchreiben kann, nur etwas aus noch ungedruckten Stücken anbieten. Das muß ſich der Verleger gefallen laſſen, auch wenn er ein ſaures Geſicht dazu macht. Wollen Sie alſo die Hälfte des 4. Aktes — in dieſem iſt am Meiſten für die Aufführung geſtrichen und das meiſte patriotiſche, allgemeine Element — aus Gottſched und Gellert haben, ſo ſteht Ihnen dieſelbe zu Dienſt. Auch der ganze Akt, der leichtlich eine ſelbſtändige Abrundung, ein Ganzes an ſich bietet.

Iſt Ihnen das recht, ſo ſagen Sie es, und ich ſende Ihnen das Manuſcript.

Ich hatte immer vor, Sie zu beſuchen, komme aber nicht dazu, wenn ich nicht etwa nach Berlin gehe. Geſchieht das im November, wie es wahrſcheinlich iſt, ſo komm' ich über Magdeburg.

Hoffentlich wird Ihnen die Muße eine producirende Muſe, und Sie kehren mit einem fertigen Stück nach der Taubenſtraße zurück.

Ich habe unterdeß den ſchweren Verluſt mit dem Beer'ſchen Struenſee in Berlin erlitten — per Miniſterial-Ordre meinem vorgeſetzt — und habe nun das Vergnügen, die braven Berliner Literaten Chorus machen zu ſehn mit der Familie Beer zum Hohne eines lebenden und producirenden Autors. Das war

nur in Berlin möglich. Heute habe ich Nachricht, daß das vorgestern aufgeführte Beer'sche Stück in der 2. Hälfte total durchgefallen sei, lese aber in der D. Allgemeinen soeben, daß es einen „durchaus günstigen Erfolg gehabt und die Bemühungen der Familie, welche die vollste Anerkennung verdienten", mit Ruhm gekrönt habe.

Das schmeckt süß und gehört zu den Theaterfreuden, nach denen Sie so verlangen! — Machen Sie sich nur nach Möglichkeit Bewegung, daß Ihnen der Unterleib nicht versauert und geben Sie bald Antwort Ihrem

ergebenen

Laube.

Leipzig, 30. Januar 47.

Malvine Erck, liebster Freund, hätte damals gleich hierbleiben und spielen sollen. Ich schlug es ihr vor, sie schlug es aus. Jetzt ist ihr auf meine Verwendung sogleich geantwortet worden: Sie könne auf Engagement sogleich gastiren. Ist es ihr Ernst, so soll sie sich gleich dazu entschließen und Stuttgart wie München, von denen sie spricht, zunächst hintansetzen. Lange ist der Platz hier schwerlich noch offen, und der Platz ist besser als irgendeiner. Denn von hier

aus machen die Schauspieler Carrière, nicht aber von München und Stuttgart aus. Theilen Sie dies Lavallade's mit, damit sie dieselbe sogleich bestimmen. Ungesehen kann sie natürlich nicht engagirt werden; diese Chance muß sie laufen. Sie muß auch nicht eine gar hohe Gage beanspruchen, sondern zunächst nur eine anständige. Großes Vertrauen haben Schmidt und Marr nicht, ich rede ihnen zu auf Ihre Versicherung hin, daß sie ein Talent sei. Betreiben Sie nun, daß sie rasch herkommt, wenn ihr um Leipzig zu thun ist.

Für Ihre liebenswürdige Theilnahme an meinem Gellert bin ich Ihnen herzlich dankbar. Die Notizen in den Zeitungen sind aber leider noch gar keine Gewähr, daß der Bann gehoben wurde und jedenfalls ist der beste Theil der Saison verloren.

Ich selbst bin übrigens durch Wien und Dies und Anderes im Augenblicke völlig abgestumpft und hielte mich für einen Don Quichote, wenn ich länger für dies Irrenhaus arbeiten wollte. Man verbietet oder man verdirbt einem die Arbeit, und irgend eine Achtung vor Eigenthum ist gar nicht vorhanden.

Lassen Sie sich dadurch nicht abschrecken, Sie sind noch jung und brauchen noch Täuschungen. Ich bin auch sehr begierig auf Ihr neues Stück und habe viel Vertrauen zu Ihrem Talente.

Was ſagen Sie zu Rott's Frechheit? Läßt ausposaunen, er habe Gottſched abgelehnt, den — ihm kein Menſch angetragen. 's iſt nicht einen Augenblick von ihm die Rede geweſen.

Eben erſcheint Rokoko als 2. Band, und ich denke, die Einleitung hiezu und zu Monaldeschi, die Sie wohl auch nicht kennen, ſoll Sie intereſſiren. Ich verehre Ihnen alſo mit nächſter Gelegenheit beide Bände.

Der Himmel gebe, daß ich Sie bald ſehe. Gott ſchütze Ihr Haupt!

Herzlichſt Ihr

Laube.

Leipzig, 27. Juli 47.

Hebbel war mit ſeiner Frau hier, und unerwartet, ja eigentlich unzuſammenhängend mit ſeinen Schriften coulant. Blond und mit rauhem blonden Barte ſieht er ganz wie ein Löwe aus, der ſich einen Frack angezogen. Gutzkow, den er „perfide" nennt iſt er ſehr feindlich geſinnt. Er meint, die bloß originellen Stücke hinter ſich zu haben und nun für das Theater ſchreiben zu können. — Heut iſt Detmold aus Hannover da, unſer feinſter Satyriſt und Humoriſt, der den Vorzug hat, keine Bücher zu ſchreiben. Er geht, ein

beſcheidener Privatmann, ſtillen bildenden Künſten nach gen München.

Das Theater ſinkt: Marr iſt pumplich geworden und für die Lücken finden ſich keine Talente. Wagner wird geſucht wie der ſchwarze Prinz. Wien will ihn haben und Berlin auch — er heißt jetzt der beſte Heldenliebhaber. Und doch iſt's zu zeitig, daß er hier wegkommt. Er hat hier Viel gelernt — was hab ich mich ſeiner angenommen! — aber er hat noch Viel zu lernen. — Ihre Erck, die bei mir war, wird denn nun auch noch in dieſer Woche gaſtiren. Ich erwarte wenig: die Erck's ſind luſtige aber leere Berliner Pflänzchen. — An neuen Stücken Mangel. Gomanski's (wohl nach dem franzöſ. Jockey-Clubb gefertigte) Georgine Sandmann iſt ausgepfiffen worden; die franzöſ. Dingerchen ſind unbedeutend, ein Stündchen in der Schule iſt durchgefallen. — Hamburg iſt das Eldorado der Ueberſetzungen und national geſchlechtsloſen Grellheiten. Wir machen nur noch was mit deutſchen Stücken. Ich hab das Theater wieder mal ſehr ſatt, weil überall kein vollſtändig Theater. Berlin ohne Chevalier, Heldenvater, Heldin, graziös- leichtſinnige Liebhaberin — wo ſoll da Reiz und Geiſt herauskommen? Wien im Moraſt alter Cenſur.

Dabei iſt doch die große Auflage der Karlsſchüler vergriffen, ein Zeichen wo die Stoffe liegen und daß

Gemüth zu dem Ragout gehört. — Benutzen Sie den eben erſcheinenden Briefwechſel Schillers mit Körner zu kleinen Auszügen. Auch mein „Paris 1847“ — Beilage der Allgemeinen Zeitung Juli — kann Ihnen in No. IX und X Auszüge bieten über franzöſ. Schauſpiel. — Grüßen Sie Schirges. Frl. Aſſing, Ihnen ſehr zugethan, grüßt und denkt bald in Hamburg zu ſein. Grüß Sie Gott und laſſen Sie bald ein Paar Worte von ſich hören.

Ihr

Laube.

Leipzig, d. 28. Auguſt 47.

Ich behalte es im Auge, lieber Wehl, Ihnen bis zu Ende Oktobers einen Artikel zurecht zu machen. Eine feſte Verpflichtung übernehme ich freilich nicht, ich bin ſehr unjournaliſtiſch geworden, ja leſe ſogar nur noch ſelten Journale, und Sie ſind auch im Irrthume, wenn Sie Beiträge von namhaften Perſonen für beſonders wirkſam oder gar unerläßlich halten. Friſche Artikel, Bedürfniſſe des Augenblicks nackt enthüllend, ſind einem Journale wie dem Ihrigen viel zuträglicher.

Anbei wieder das Leipziger Repertoir. Wenn Sie ſich die Mühe geben wollen, die Theater-Chronik

vorzunehmen, so haben Sie ganz dasselbe Resultat. Die Erck, welche nun engagirt ist, bestätigt unser Vorurtheil. Es ist kein Geist, keine größere Welt in ihr, wenn sie auch mehr Talent hat, als ich dachte, und bei Rollen höherer Bedeutung ist sie und sind wir verloren. Diese Geistlosigkeit und persönliche Bedeutungslosigkeit deutscher Schauspieler — und besonders der jüngeren — bringt Einen zur Verzweiflung. So sind unsere hiesigen Damen geradezu tödtlich für jedes Stück poetischen Sinns. Dazu hat der zopfige Stadtrath — wie's scheint reif wie 1830 durch Mattigkeit und Unfähigkeit mit einer veränderten Zeit Schritt zu halten — einen kleinen Zuschuß für's Stadttheater, welchen die Stadtverordneten sogar, die berufenen Sparer, vorgeschlagen, perückenhaft abgelehnt. Diese Städte, Ihr Hamburg ganz einbegriffen, welchen die Zukunft von selbst in den Schooß fällt, wissen nichts damit anzufangen. Auf die Hoftheater schimpfen, ja das lassen sie geschehen, aber der große Beitrag für Kunstinstitute, welchen das Fürstenthum gewährt, scheint ihnen gar nicht nöthig. Am engen Censurstile der Hoftheater erst und nun am verschlossenen Säckel der Städte geht das deutsche Theater zu Grunde.

Was sie in Dresden auf den Gutzkow schimpfen, das ist mir gar noch nicht vorgekommen, es ist geradezu

ein Schrei. Und er ist gewiß nicht so schuldig als man ihn darstellen will.

Das Weimarsche Theater will sich nun auch, auf Andringen des Erbgroßherzogs, regeneriren, und als Fahne dafür wollen sie die Saison mit den Karlsschülern anfangen. Sie haben mich eingeladen, das Stück vorzulesen und dann eine Leseprobe davon zu halten. Stadt und Etat sind nur zu klein, um Oper und Schauspiel zu halten, sie müßten wie Oldenburg die Oper streichen — und immer noch fehlt das Publikum. Wir haben diese Täuschung mit Oldenburg erlebt durch die Trompetenstöße der Stahr und Gall. Bei näherem Zusehn hat sich das Winkelchen als ein lebloses, phrasenhaftes erwiesen. „Sie wollen nichts mehr als Tasso sehn!“ hieß es einmal, und das war die rechte Höhe der Leblosigkeit. Stahr's Buch über Italien soll übrigens instruktiv, Willkomm's (italienische Nächte) von einer nicht gewöhnlichen Langweiligkeit sein. Er paßt also für die Europa, welche er jetzt bei einer Abwesenheit Kühne's redigirt. Sie wissen, daß man hier mit der Europa in Leipzig sagt: „es kühnet mich“, um die Talentlosigkeit und Langeweile auszudrücken, die man darin pflegt; nun kommt gar der Europamüde hinzu. — Robert Heller ist schwer erkrankt. Sonst ist es hier still mit Literatur geworden: das Eisenbahnnetz zieht sie, glaub' ich, aus-

einander. — In den neueſten Monatsblättern der Allgemeinen Ztg. finden ſie den Schluß von meinem „Paris 1847“, und eine Zuſammenkunft mit Sue darin wird Ihnen für's Feuilleton dienen können. In den Nov. VIII. IX. X. (ich glaube im Juni) des franzöſ. Theaters, der Rachel, Bouffé' u. ſ. w. u. ſ. w. war viel Stoff für Sie. Schlagen Sie's doch einmal nach.

Eben kommt Deſſoir hier durch, den H. v. Küſtner um jeden Preis nicht hat engagiren wollen. Es iſt um des Teufels zu werden. — Die Weimarſche Situation intereſſirt Deſſoir ſo, daß er mit hinüber will, um vielleicht den Schiller das erſte Mal da zu ſpielen, wo er noch vor 40 Jahren gewandelt. — Der König iſt hier zur Verſöhnung mit Leipzig. Im Theater gab man zum Empfange „Ihr Bild“ und „Eine Frau, die ſich zum Fenſter hinausſtürzt“, zwei kleine Ueberſetzungen auf Zudringen derſelben Häupter des Stadtraths bei der Wahl des Königs — von denen ich oben geſprochen. Schmidt hatte wenigſtens doch Undine vorgeſchlagen. Iſt das nicht ächt deutſch? Der Bogen iſt zu Ende, Ade! Grüßen Sie vielmals Fräulein Aſſing, die mir ſehr lieb und angenehm hier geweſen, und Schirges und Wille wenn ſie ihn kennen, und ſeien Sie munter, Sie ſind jung. Ich

habe körperlich einen ſchlechten Sommer und beneide Sie um luſtige Nerven. Ihr

Laube.

Ich bin ein paar Tage wieder in Weimar geweſen, um die letzten Proben der Karlsſchüler zu leiten, welche dann dort — mit Deſſoir, der ein ſehr einfacher, ſinniger, hundert unbekannte Details zur Geltung bringender Schiller war — fabelhaften Erfolg gehabt. Das Intereſſante daran, was es zum Ereigniß machte, war das politiſche Moment: der Großherzog hat das Theater dem Erbgroßherzog überlaſſen und dieſer, ein ganz aufgeklärter, durch Frankreich und England gereiſter Mann, will die lebende Literatur und das ſtrenge Schauſpiel zu Ehren bringen. Dafür galten die Karlsſchüler als Fahne, die denn auch mit Haut und Haar — ohne den kleinſten Strich! — gegeben und von dem dies wohl faſſenden Publikum mit Jubel empfangen wurden. Er hat in ſeinem Kammerherrn — von Ziegeſar — einen neuen Intendanten eingeſetzt, der „ganz oder gar nicht" zur Deviſe genommen. Während der Großherzog, neben welchem das erſte Mal der Oldenburger Herr, das zweite Mal der Prinz von Preußen und der Kronprinz von Baiern ſaßen — letzterer ſchien ſich königlich zu erfreuen —, mit dem Haupte ſchüttelte,

applaudirte der Erbgroßherzog auf's Lebhafteſte, und Publicus, nach der Zukunft blickend, immer ärger. — Jetzt wird man auch zum erſten Male — wörtlich zum erſten Male! in Weimar — Cabale und Liebe geben. Kurz, es iſt wieder ein Theater erobert.

Hier iſt Meßtheater. Grobes Zeug. Der ſehr rohe Lumpenſammler und ein roher und talentloſer Friedrich mit der gebiſſenen Wange, welcher ohne Meſſe nicht möglich wäre. Uebrigens iſt Meßpublicus lebhafter und eigenſinniger als ſonſt, was wohl mit der Zeit zuſammen hängt. Das Billet von der Birch hab ich mit großem Vergnügen geleſen. Es iſt von ſehr ſchönem Talent, wenn es auch auf der Bühne, der es an Schauſpielern gebricht, — in Berlin gar nicht zu geben, wo man nur einen Liebhaber hat! — kein beſonderes Glück machen ſollte, weil es einen Mißgriff enthält: der Herzensträger iſt bös gerathen. Aber die Kritik iſt anſpeiungswürdig. In der hieſigen Allgemeinen wird das Stück behandelt wie Hinko und geriſſen wie dieſe Kategorie, und iſt doch von einer ganz andern, ganz guten Kategorie, die ihr kaum einer nachſchreibt. Unkenntniß und lallende Frechheit ohne Gleichen! Was ſoll nun ein Talent dazu ſagen, wenn ihm das Beſſere ſo unverſtändig mißhandelt wird! Wär's nun ein Wunder, wenn ſie zu Hinko umkehrte, der doch einen Theil des Publikums hat?

Deinhardstein sind die Karlsschüler, die er censirt hat, zu Kopf gestiegen und er hat einen Goethe und Carl August seenirt, der denn nun auch statt jener auf der Burg gegeben wird. Wird keinen leichten Staud haben. — Für die Louise Neumann hat die Birch Auerbach's Professorin dramatisirt — das sind die Bissen, mit denen sich Dietrichstein fristet.

Seien sie munter, genießen Sie Ihre Jugend und fragen den Teufel nach unserer würdigen Weisheit.

Mit besten Grüßen

Ihr

Lpzg., 6. Febr. 47. Laube.

Leipzig, d. 6. Novbr. 47.

In Berlin sollte mein Struensee jetzt sein, es ist aber das neue Stück der Birch „Dorf und Stadt" nach Auerbach vorgesetzt worden. Die Unzelmann, welche wir unbeschreiblich vermissen, ist in Verzweiflung in Berlin, weil sie vor lauter Birchschen Stücken nichts zu thun kriegt. Was nützt nun diesem Theater der bloßen Routine eine wirklich geistvolle Schauspielerin! In Dresden gefallen auf einmal alle Stücke seit Emil Devrient wieder da ist. — Die Thüringschen Hauptstädte kommen vielleicht zu einem guten

Theater: ich habe vor einigen Monaten vorgeſchlagen, Weimar und Gotha ſollte ſich vereinigen, Weimar nur das Schauſpiel, Gotha mit dem ſelbſt componirenden Herzog nur die Oper ſtellen. Die Eiſenbahn verbindet ſie in Erfurt, wo wöchentlich einmal geſpielt werden könnte und ein moderner Thespiswagen iſt hier angebracht. Der Herzog von Gotha ſoll ſich ſchon bereit erklärt haben: es liegt in Weimars Händen.

Hier begraben ſie eben mit großer Feierlichkeit Mendelsſohn — nur formell. Die Leiche wird morgen per Extrapoſt nach Berlin gebracht. Das Theater hat Unglück mit ihm: die Muſiker bewegen Schmidt, heut (Sonntag) nicht zu ſpielen, und das regt natürlich ein Heer von Widerſachern auf — wie viel Menſchen können nur Sonntags in's Theater gehn! — und Mittags muß er anſchlagen: Auf Befehl der Obrigkeit wird heute gegeben: Renés Tochter und Der Vetter! Das erfährt der Zehnte erſt zu ſpät und das Reſultat wird ein leeres Haus.

Gott behüte Sie und denken Sie an Schreibung von Theaterſtücken.

Ihr

Laube.

Leipzig, d. 11. März 48.

Was hab' ich Ihnen Alles ſchreiben und ſchicken wollen, lieber Freund! Der hereinbrechende Sturm hat Alles über den Haufen geweht. Meine eignen Intereſſen hab ich vergeſſen oder wenigſtens hintangeſetzt, um für die vaterländiſchen mein Scherflein beizutragen. Und da ich für die ſpeciellen Landesintereſſen Alles in Thätigkeit ſah, ſo hab ich mich und meine Feder vorzugsweiſe der Geſtaltung eines Geſammtſtaates gewidmet. Wollen Sie mir nachgehen, ſo finden Sie in der Deutſchen Allgemeinen Zeitung No. 68. 70. 72 zuſammenhängende Artikel über „was iſt geſchehn" — „was ſteht bevor?" — „was iſt zu thun", welche darauf hinausgehn: es muß aufgeräumt werden mit den alten Formen, ſoweit ſie einem wirklich lebendigen Geſammtſtaate hinderlich ſind, und es muß ſogleich ein Deutſchland regierendes Parlament errichtet werden. Für Letzteres die Mittel und Wege des unmittelbaren Anfangs und die Wege für dauernde Conſtituirung anzugeben, war mein hauptſächliches Beſtreben. Praktiſche, ſofortige Vorſchläge, damit wir aus den Redensarten heraus zu Thaten kommen. Ueber die Vorſchläge uns nun zu einigen, denn Süddeutſchland hat ſo eben deren auch gebracht, will ich nun in der Augsburger Allgemeinen weiter zu wirken ſuchen.

So Viel in Eile. Wir ſind alle leidlich wohl und in großer Aufregung. Mit beſten Grüßen

Ihr

Laube.

Leipzig, 27. März 48.

Ich bin eben im Begriffe nach Frankfurt zu reiſen, darum nur zwei Worte, lieber Freund. Gleichzeitig ſchreibe ich an Baiſon, daß ich gegen die Aufführung des Prinzen Friedrich nur noch die Bemerkung geltend mache: die Aufführung dürfte nicht gerade in einem Zeitpunkte ſtatt finden, wo die Hohenzollern ſo übel in der öffentlichen Meinung erſchienen wie in den letzten Wochen. Das wäre ein ſehr ſchlimmer Schlagſchatten für das Stück. Berathen Sie dabei Baiſon; Sie werden ja die Stimmung Hamburgs in dieſem Punkte kennen.

Ihre Aufgabe, Freund, in dieſem Augenblicke ſcheint mir zu ſein, daß Sie die Reorganiſirung der Theater auf nationalen und literariſchen Grundſätzen fordern. Die Staaten und die Städte ſollen des Geiſtes und der Kunſt kundige Führer an die Spitze ſtellen und ſollen aus Staats- und Stadtmitteln die Inſtitute ſicher ſtellen vor Handwerksgetriebe. Dies Thema iſt weit und ſichert Ihrem Blatte einen

ſpecifiſchen Charakter. Ohne ſolchen ſind die belletriſtiſchen Blätter jetzt verloren. Tauſend Grüße!

Ihr

Laube.

Wien, d. 4. Decbr. 49.

Ich bin arg in ihrer Schuld, lieber Freund, mit einer Antwort von Anno Revolution und Parlament. Wie oft hab ich ſie vorgehabt! Der Drang der Umſtände vereitelte ſie immer wieder. Jetzt kommt wieder literariſche Zeit für mich und ich kann alten Freunden wieder geſammelt die Hand drücken. Aus meinem dreibändigen „erſten deutſchen Parlament' werden Sie geſehen haben oder ſehen, wie tief ich anderswo intereſſirt war.

Und wie ſteht es mit Ihnen? Bleiben Sie in Hamburg? Oder in Berlin? Oder wollen Sie hierher kommen? Geſellſchaft, literariſches Intereſſe, Theaterſinn in hohem Grade iſt hier wohl zu finden. Ich glaube auch, Sie könnten ſich in einem Feuilleton einen Wochenplatz bilden für Ihre anmuthigen und den Zweck der Sache ſuchenden Beſprechungen des Theaters. Dabei wächſt in Ruhe Ihr producirendes Talent, an welchem Sie nicht ſo verzweifeln müſſen

wie Sie thun nach einer Mittheilung an Louiſe Neumann, von der ſie mir kürzlich erzählt hat.

Ueberlegen Sie das, und ſagen Sie mir ein paar Worte nach Leipzig, wo ich zwiſchen dem 12. bis 26. December zu ſein gedenke. Ob ich hier eintrete, wird in den nächſten Tagen entſchieden. Wenn nicht, dann geh' auch ich freilich nicht hierher. Am Ende dieſer Zeilen werd' ich Ihnen ein Ja oder Nein darüber mittheilen.

Auf die neuen Stücke von Putlitz bin ich ſehr neugierig, und ich freue mich außerordentlich, daß er ſo tapfer bei der producirenden Stange bleibt. Wenn Sie die Birch ſehen, ſo ſagen Sie ihr, daß ich ihr nächſtens ſchreiben würde. Ihre beſſeren Stücke behalte ich gewiß im Auge, ſie ſoll mich nur nicht hetzen. Mit zu großer Befliſſenheit würde ihr nur ſelbſt geſchadet. Die ganze Kritik iſt furchtbar gegen ſie, und — die beſſere Geſellſchaft, welche hier wirklich Publicum des Burgtheaters, bis auf einen gewiſſen Grad ebenfalls. Ein vierter Act in der Villette, der unmöglich, ſchadet hier mehr noch als irgend eine Recenſion. Ihr Mazarin z. B. iſt drei Acte lang wieder gut gemacht, aber ohne höhere Weihe, in Allem äußerlich, frappirend, verſchwindend. Bei alle dem möcht' ich dem großen Talente ſo viel als möglich Genugthuung verſchaffen und habe erſt darauf hin

wieder ihren Francis Jonſton geleſen, um ihn mir möglich zu machen. Auch darin macht dreiſte Aeußerlichkeit in den Motiven das Gelingen hier ſehr zweifelhaft. Ihr „Im Walde“ geht hier gar nicht. Das Billet will ich nächſter Tage darauf anſehn. — Können ſie ihr von dieſen Geſichtspunkten etwas ſagen, ſo nützen Sie vielleicht.

Leipzig, d. 3. Januar 1850.

Iſt liegen geblieben! Ich habe unterdeß die Stellung am Burgtheater einmal abgelehnt, weil ſie mir nicht gut genug ausgerüſtet vorgelegt wurde, und habe nun die verbeſſerte als artiſtiſcher Director angenommen. Den 20. d. M. ungefähr geh ich hin mit meiner Frau. Sie ſollten ſich dort an der Theater-Zeitung oder in einem Feuilleton eine Stellung machen. Sagen Sie mir darüber ein Wort und ſchicken Sie mir Manuſcript von ſich und Putlitz, wenn Ihr was Paſſendes habt.

Unter guten Wünſchen für Ihr Wohl

Ihr

Laube.

Wien, 14. März 1850.

Sie ſind ein rechter Hypochonder, lieber Wehl! Klagen und klagen, während Sie in Ihrer künſtleriſchen Ausbildung täglich vorwärts ſchreiten und einem erwünſchten Ziele täglich viel näher rücken, als dieſer und jener ſich glücklich dünkende Fips. Haben Sie eine Vorſtellung von Dem was auf meinen Schultern liegt, und wie ſchwer ich dazu komme, einen anderen als einen kurzen Geſchäftsbrief zu ſchreiben?! Gerade auf die Nachſicht der Freunde muß ich jetzt ſündigen. Die Gleichgültigen und Widerſacher kann ich nicht warten laſſen.

Ihre Arbeiten hab' ich deshalb nicht vernachläſſigt. Hölderlin hab ich zur Aufführung beſtimmt, ſobald Wagner für die Hölderlin-Rolle da iſt. Ohne ihn iſt es weggeworfen. Helfen Sie treiben, daß er komme. Und kommen Sie ſelbſt. Die Tante aus Schwaben — deren fertige Mache mich überraſcht hat als ſehr erwünſchtes Reſultat Ihrer Uebung — wollte ich ebenfalls geben bis mir Haitzinger's ſagten, daß ſie's zu einer beſonderen Vorſtellung am Vorſtadt-Theater beſtimmt. Dadurch wird es nach hieſigen Begriffen für die Burg ſehr entwerthet. Ihren Richter (Schultheiß) von Zalamea hab ich mit Halm gewogen und gewogen, und bin hierüber noch zu keinem Reſultat gekommen. Der

Stoff, um eine Nothzucht ſich bewegend, iſt hier furchtbar gefährlich. Gerade weil man im Süden frivoler, iſt man im erſten Theater doppelt empfindlich und lehnt ſich gegen jedes Verfängliche mit größerer Prüderie auf als irgendwo.

Dazu Proſa und Trochäen! Das geht hier den Ohren, die muſikaliſch ſind, ſchwer ein. Trochäen ſind, nach Einführung des Jambus, ſehr mißlich, und Verſe ſind überhaupt nicht Ihre Sache, lieber Wehl, der Sie zur Proſa eine ausgeſprochene Anlage haben. Dies Stück fordert alſo reifliche Ueberlegung, zumal bekannt iſt, daß eine Bearbeitung von Immermann vorhanden. Fragen Sie doch einmal die Gräfin Ahlefeldt darnach. Sie ſoll auch eine Bearbeitung für die Bühne des „Trauerſpiels in Tirol" haben. Dieſe führe ich ſogleich auf, wenn ſie mir ſelbige ſchickt.

Ich lechze nach beſonderen großen Stücken. Dies Jahr iſt in der Production ein völliges Mißjahr, und ich habe deshalb, und weil ich erſt in Jahr und Tag ein Perſonal-Enſemble beiſammen haben kann, einen furchtbar ſchweren Stand, welchen die Winkelpreſſe bereits ſo unredlich wie möglich geißelt. Die große Preſſe hält mich, das gute Publicum vertraut mir treu und dankbar, das große Publicum ſtrömt herzu, ich kann alſo, trotz der furchtbaren Laſt und

Arbeit — denn ich ſetze Alles ſelbſt in Scene — zufrieden ſein. Ob's aber der Körper aushält, weiß ich noch nicht. Seit zwei Monaten hab ich „Fauſt" (ganz neu), Sickingen, Königslieutenant, Zerbrochne Krug, Verwunſchene Prinz (ſämmtlich hier neu) — Mirandolina, Jugend Heinrichs V., Minna von Barnhelm (neu in Scene geſetzt) gebracht. Morgen beginnt drei Tage lang die Wallenſtein-Trilogie, zwei Tage darauf folgt ein den Abend füllendes neues Luſtſpiel und gleich nach dem Feſte ſoll ein neues Trauerſpiel folgen. Sobald aber Wagner kommt, der ganz neue „Julius Cäſar". Ermeſſen Sie, was das heißt! Freund, ich beneide Sie um Ihre ruhige Muße-Zeit — und ich habe nicht einmal pecuniären Vortheil von meinem Opfer. Beklagen Sie mich ſtatt ſich.

Von Herzen Ihr

Laube.

Ihre ſanft ausgedrückten Vorwürfe, lieber Freund, ſind alle wohlberechtigt. Und doch treffen ſie mich nicht. Das heißt: nicht meine Geſinnung für Sie; nicht einmal meine Thätigkeit. Wie Sie ſagen müſſen: meine mangelnde Thätigkeit. Ich bin aufmerkſam all Ihren Sachen gefolgt; ich hab' alle geleſen, und manche wieder geleſen. Ihre Bearbeitung des Cid

z. B. mit großem Interesse und lebhafter Anerkennung, schmerzlich bedauernd, daß dieser Inhalt jetzt nicht mehr lebendig genug sei für die Ansprüche, welche man hier mitbringt an ein neues Stück. Davon haben Sie keine Vorstellung! Es ist ein Staats-Ereigniß und entscheidet über einen Autor. Hölderlin hab ich immer wieder angesehn, ob er in Ihrem Interesse nicht doch zu wagen sei. Ich hab ihn zu dem Ende erst kürzlich Anschütz zu lesen gegeben. „Man läßt ihn", antwortete er mir, „als einen einaktigen Schatten des Tasso durchfallen!" — Nur aus solchen Gründen, Freund, hab ich keins Ihrer zum Theil recht hübschen Stückchen gebracht. Sie halten den übertriebenen Anforderungen hier an neue Sachen nicht Stand. Mit Putlitz sind Sie im Irrthume; ich habe auch den aus gleichem Grunde nicht gebracht. Weder „Eine Frau, die zu sich selbst kommt", die ich bis zur Leseprobe getrieben, und da, des Durchfalls sicher, ad acta gelegt habe, noch „Seine Frau", deren Interesse zersplittert ist.

Kennten Sie das unbeschreiblich Schwierige meiner Stellung, (ein Fremder, von Allen beneidet und verläumdet und still oder laut angegriffen) und wüßten Sie, was für mich der ausbleibende Erfolg einer Neuigkeit bedeutet, Sie würden nicht nur nicht schelten, sondern auch nicht zürnen.

Durch große klaſſiſche Stücke allein habe ich meine Stellung begründet und durch ſie allein halt' ich ſie. Bitterlich leid' ich darunter, daß ich ſo viel abweiſen muß — denn die todten Klaſſiker danken mir nicht! — aber ich kann nicht anders. Von kleinen Stücken hab ich Ihnen übrigens nicht geſagt, daß ich ſie verbannen möchte, ſondern nur, daß ich ſie ſehr ſchwer verwerthen kann, wenn ſie nicht gerade mitten in's Schwarze treffen. Man beſucht vorzugsweiſe größere Stücke.

Auch über Ihre übrigen Freunde täuſcht Sie Ihre Hypochondrie. Mit der Neumann, Holtei u. ſ. w., u. ſ. w. ſprech ich oft von Ihnen und immer mit lebhafter Zuneigung. Wir haben mit Warrens zehnmal in Ihrem Intereſſe geſprochen. Der weit Abweſende erhält nur eben dadurch leicht Unrecht, daß er im entſcheidenden Augenblicke nicht gleich zur Hand iſt. Bei dieſen großen Journalen geht es ſo: ſo lange die Lücke nicht groß iſt, namentlich für Feuilleton, zögert der Chef, ſich in Vorhinein zu verpflichten, und klafft ſie, dann nimmt er das Nächſte.

Augenblicklich alſo übernehmen Sie dort ein Journal. Schreiben Sie mir doch, ob Ihnen die Poſition dauernd wünſchenswerth, oder ob Sie doch, wenn hier ſich eine fände, hier eintreten möchten. Einige Correſpondenten werde ich Ihnen beſorgen.

Neulich haben Sie mir wieder die Wilhelmi empfohlen. Ich respectire Ihre Treue; aber die Manierirtheit der Dame ist mir so schwer im Gedächtniß, daß ich mir Ihre Empfehlung nur habe notiren können — zu gelegentlicher Berichtigung meines Urtheils, wenn ich das nächste Mal nach Dresden komme. Auch die Fuhr, welche Zeilen von Ihnen brachte, ist doch fast nur hübsch. Ich behalte sie indeß im Auge. — Wenn Sie dortige Theaterkritiken schreiben, so wäre ich Ihnen sehr dankbar, falls Sie mir dieselben „sous bande“ schicken möchten. Sie interessiren mich Ihrer Ehrlichkeit und Ihrer natürlich graziösen Fassung wegen. So läse ich gern etwas, von Ihnen über Baumeister.

Ade! Und entrunzeln Sie sich mir. Ich eile in's Theater, um Ihnen von der Neumann Grüße zu holen. Wenn ich selten schreibe, so bedenken Sie, daß ich vom Aufstehen früh bis Nachts halb Zwei ununterbrochen arbeiten muß.

Ich sehne mich wie nach dem Paradies nach der Muße und Freiheit eines bloßen Schriftstellers zurück. Und Sie, Thörichter, klagen darüber. Von Herzen

Ihr

Wien, 27./11. 1850. Laube.

Abends.

Wien, 13. Jänner 61.

Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Zeilen, Freund, und danke Ihnen für all die Nachsicht, welche Sie mir seit langer Zeit getreulich schenken. Glauben Sie mir: ich spreche und fühle das wahrhaft und seit langer Zeit. Ich brauche Ihnen gegenüber wohl nicht beizusetzen, daß ich nicht „journalistische" Nachsicht meine, sondern die, welche mir Ihr persönliches Wohlwollen gewährt. Es ist dies bei mir unverändert gegenseitig gewesen, und es hat mir immer peinliche Schmerzen gemacht, daß ich als Theater-Director noch immer nichts für Sie habe thun können. Ich athmete ordentlich auf, als ich damals Ihre „glühende Kohle" einreichen konnte, und es lag wahrlich nicht an mir, daß sie dennoch nicht herauszubringen war. Deshalb erschrak ich völlig, als Ihre Hermannsschlacht kam, denn ich wußte beim bloßen Titel, daß ich wieder unfreundlich gegen Sie erscheinen müsse. Sie können sich denken, daß der Arrangeur des Käthchens, der Schroffensteiner, des Krugs die Hermannsschlacht zehnmal vorgehabt hatte, und nur deshalb nicht daran gegangen war, weil er die Aufführung hier für unmöglich gehalten. Nicht der Censur wegen. Das Stück ist nicht Stück genug für ein wirkliches Theaterpublicum. Die patriotische Beziehung — keineswegs

verachtet — nützt im Burgtheater nicht eine Spanne weit für die Lebensfähigkeit eines Stücks. Die ansprechende Composition, das Kunstwerk will man zu Anfang und zu Ende. Alles Andere fällt ab wie Laub im Herbste, wenn es am Schlusse des Abends heißt: es ist kein voll ansprechendes Schauspiel. Bei den meisten Bühnen genügt eine Vorstellung. Das kleine Publicum ist dankbar, eine Neuigkeit zu sehn. Hier aber, wo das ganze große Publicum dies Theater als seine Domaine höherer Unterhaltung betrachtet, gilt jede neue Vorstellung, die nicht vollständig wirkt, für einen Mißgriff, und alle Welt spricht über Nichts als über den Fehler, Zeit und Kräfte verschwendet sehn zu müssen. Dazu in neuerer Zeit der Widerwille gegen Alles was mit Griechen und Römern zusammenhängt! „Wieder nackte Beine!“ schreit man. Gegenwart will man, und was ihr nicht angehört, muß außerordentlich sein. Wenn irgendwo, so ist hier das Bedürfniß, das lebendige Leben und nicht das künstliche im Theater haben zu wollen. Das Theater ist deshalb auch hier lebensvoller als irgendwo, und das Publicum dafür nirgends so geschlossen und doch so groß als hier. Literarisches Experimentiren ist hier geradezu unmöglich.

Wie geschickt und patriotisch wirksam ich nun auch Ihre Bearbeitung der Hermannsschlacht finden mochte

— ich habe sie am Tage der Ankunft hier gelesen — ich mußte verzichten. Ihnen das wieder schreiben zu sollen, hat mich lange gepeinigt — da kommt Ihr Brief.

In der Zwischenzeit hab ich obenein die Erfahrung mit dem Prinzen von Homburg gemacht, den ich mit großer Anstrengung durchgesetzt. Alle wirklichen Fehler der Krankhaftigkeit, welche man draußen immer verschweigt, weil man à tout prix literarisch erscheinen will und nicht zahlreiche Wiederholungen des Stückes braucht, werden hier schonungslos von dem sehr geschulten Theaterpublicum aufgedeckt, und ich muß froh sein, wenn ich den Prinzen im Repertoir dergestalt erhalte, daß ich ihn wie alles Werthvolle im Jahre einmal bringen kann. Wie könnte ich daran denken, darauf die Hermannsschlacht zu setzen!

Ihre „Schaubühne" halt' ich natürlich und lese ich regelmäßig. Ihre Franzosenfresserei erheitert uns oft. Ich bin im Princip auch dafür: zunächst und zuerst und so lange als möglich Einheimisches. Aber wenn es fehlt, langweilig werden? O nein. Es ist übrigens sehr unwahr, daß wir Demimonde u. dergl. gäben. Es kommt nur das Reinste und Beste dran. Die zwei ersten Akte des „père prodigue" z. B. gehören zum Besten der dramatischen Literatur und daran Studien zu machen, ist viel ersprießlicher für deutsche Kunst

als Stücke wie Heinrich von Schwerin und ähnliche aufzuführen. Graf Hiob ferner ist deutscher, als manches deutsche Stück. Glauben Sie mir: ich gehe viel gewissenhafter und überlegender an mein Repertoir — dem keins in Europa zu vergleichen ist, wie stolz dies klingt — als der oberflächliche Zuschauer ahnt. Herzlich haben wir uns (meine Frau und ich) Ihrer Verheirathung gefreut. Grüßen Sie unbekannter Weise Ihre Frau. Hoffentlich seh' ich Sie den Sommer.

Herzlich Ihr

Laube.

Leipzig, 29./3. 70.

Mein lieber, alter Freund! Ich habe sogleich Ihren Wunsch in Betreff Herzfelds zu realisiren gesucht. Ein paar Stunden vorher war aber Werther von Mannheim eingetroffen, und hatte mit ihm abgeschlossen.

Ob Sie dabei viel verlieren ist eine schwere Frage. Was er unter mir hier geleistet — und früher war er nichts werth — das hat er lediglich dem unabläßigen und trefflichen Einstudiren des Strakosch zu verdanken. Sobald das fehlt, wird er wie ein Eierkuchen zusammenfallen.

Es kommt mir jetzt eine ganze Schaar junger Liebhaber unter die Loupe. Wenn Sie's wollen, unterrichte ich Sie, welchen Sie probiren ſollen. Wie's ſcheint haben Sie Keller aus Bremen nicht engagirt. Könnte er hier Wallenſtein ſpielen?

Ich freue mich ſehr Ihrer erworbenen Stellung, und bitte Sie, mich für alles Mögliche in Anſpruch zu nehmen. Mein Herz iſt Ihnen immer zugethan geweſen. Arbeiten Sie für das arme deutſche Theater, Sie ſind jünger als ich. Ich werde wohl bald ausſcheiden. Die Erfahrung hier (der Mangel eines großen Publicums und die unglaubliche Verhetzung durch einen neidiſchen Fachgenoſſen wie Gottſchall, der veralteter Theateräſthetik angehört, und nur ſeine Intereſſen, nicht aber die des Theaters im Auge hat, ſo daß er vom erſten Tage an meine Beſtrebungen verläſtert hat) haben mich degoutirt, und ich frage mich: wozu in alten Tagen noch ſo viel Aerger aufladen! Leider will mich die Stadt nicht loslaſſen, und ich ſehe mit Grauen, daß ich fortarbeiten muß.

In Eile, aber mit treuer herzlicher Geſinnung

Ihr

Laube.

Mein theurer Freund, ich bin für morgen nicht frei und muß daher auf die Einladung Verzicht leiſten.

Eſſen Sie dagegen am Dienſtag um 2 Uhr mit mir in meinem Hotel. Ich hoffe, Sie revanchiren ſich nicht und kommen. Nicht?

Es zieht mich zu Küſtnern nichts. Der Mann iſt ſo geplagt, daß ihm ein wegfallender Beſuch Wohlthat iſt. Ich habe unter ſeiner Direktion mit dem berliner Theater in keinem Rapport geſtanden, mein „weißes Blatt“, muß ihm ſogar einen ſchlechten Begriff von meiner Verwendbarkeit für die deutſche Bühne beigebracht haben: mir iſt in Bühnenbeziehungen nur wohl, wenn ich gerade auf irgend einem praktiſchen Vorwurf fußen kann. Als Richard Savage vor 4 Jahren, Patkul vor 3 Jahren am Theater neu waren, wußt' ich mich im Schauſpielhauſe heimiſch. Vielleicht ſchreib' ich einmal ein Stück, was wie Zopf und Schwert und Pugatſcheff, keine Anſtände findet und gefällt, dann will ich mich, wenn ich hier bin, in einer Region blicken laſſen, wo ich diesmal nur als ein verflogener Vogel erſcheinen würde.

Sie kommen doch Dienſtag! Und dann müſſen wir auch einmal ganz allein und einſam verkehren.

Freundſchaftlich

Ihr

Berlin, d. 31. März 44. Gutzkow.

Seien Sie verſichert, lieber Wehl, ich nütze der deutſchen Bühne und „Kunſt" mehr, daß ich einen gewiſſen Stolz gegen Intendanten geltend mache, als wenn ich zu Herrn v. K. liefe, mir, wie er allen thun ſoll, die Ohren voll reden ließe von ſchönen Dingen, die ich nicht ſehe, von wundervollen Verſprechungen, die nie eintreffen und dann düpirt wie alle anderen, abreiſte! Dies ganz entre nous! Ich habe mir im Stillen meine Erfahrungen geſammelt und weiß, daß ich grade auf dieſem wichtigen Terrain durch mein Verfahren der guten Sache mehr nütze, als wenn ich mich, wie es den Meiſten geht, in eine Sackgaſſe hinein, der Berliner würde ſagen, in den Bullenwinkel hinein beſchwatzen ließe, und mit dem Zugeſtändniß abreiſte: Herr v. K. hat ſeit 2 Jahren hier nichts wirken können, weil er das Opfer der Umſtände iſt.

Carissime, ich bin ordentlich glücklich, eine zwingende Gelegenheit zu haben, mich aus der Lethargie meiner freundſchaftlichen Gefühle für Sie aufraffen und Ihnen ſchreiben zu müſſen. Gott, was müſſen wir Briefe ſchreiben, um uns jenes geiſtige Paris zu bauen, jene Centraliſation, die wir nicht ſehen, jenes Wolkenkukkuksheim, das unſere geiſtige Metropole iſt! In Paris giebt man ſich Rendezvous im Theater,

im Café, im Reſtaurant, wenn man ſich lange nicht geſehen hat; wir müſſen Briefe ſchreiben! Uf! heißt es in der Comödie. Briefe, Briefe — ſchrecklich!

Ein Stück von Ihnen hatt' ich in Clara Mundt. Die ſo viel beſprochene Vereinigung fand hier in Frankfurt wirklich ſtatt: Nachts um 11 Uhr im Pariſer Hof. Mundt war bei mir, ich erfuhr's erſt am Abend um 10 und lief gleich zu ihm, wo wir gemüthlich plauderten. Den Morgen drauf reiſte er leider gleich ab.

„Alter ſchützt vor Thorheit nicht" hat hier gefallen, wie verdient. Das Stück hat mich durch ſeinen graziöſen Dialog mächtig angezogen. Ständ' ich einer Bühne ſo nahe, wie es mein Wunſch und Streben iſt, gleich gäb' ich es zur Darſtellung. Rouſſeau, der Hofrath, hat ſich gerächt. Repreſſalien ſtatt Kritik werden Sie ſo lange erleben, als Sie ſelbſt kritiſiren. Ich bin's überdrüſſig geworden und habe meine kritiſche Feder einſtweilen ausgeſprützt.

Dieſe Zeilen bringt Ihnen Baiſon, ein tüchtiger, geſchmackvoller, gebildeter Schauſpieler. Seine Kenntniſſe, ſeine Liebe zur Kunſt, ſeine Achtung vor der Literatur werden Sie an Seydelmann erinnern. Prüfen Sie ſelbſt!

Ich habe Küſtnern meinen Pugatſcheff geſchickt, mit dem Bemerken, daß es ſeiner würdig wäre, von dem

Privilegium der Selbſtcenſur hier Gebrauch zu machen und das Stück zu geben, ohne anzufragen. Hinhorchen, anfragen, iſt das Verbot ſelbſt. Küſtner hat ein theures Kleinod, die Selbſtcenſur, in Händen. Er darf es nicht leichtſinnig opfern, darf nicht Kammerdiener ſein. Wenn er ein Stück giebt, muthvoll, ohne anzufragen, ſo kann es ihm ſpäter wohl einen Rüffel eintragen, aber grade Gleichgültigkeit gegen die ſchiefen Geſichter der Obern würde dieſe Geſichter gradziehen und ihm Hochachtung verſchaffen ſtatt Orden, und vielleicht Orden dazu.

Grüßen Sie Ihren braven Onkel und Karl Beck! Wie iſt's mit der Rheinreiſe? Zur Einweihung der Goetheſtatue am 28. Aug. ſeid Ihr feierlich geladen!

Herzlich und immerdar traurig

Ihr

Gutzkow.

Frankfurt a. M., d. 11. July 44.

Wie es zu geſchehen pflegt, lieber Freund, wenn man lang und ſchön ſchreiben will, kommt man gar nicht dazu.

Das Goethefeſt, dabei viel andere drückende Verpflichtungen, auch die trübe halskitzelnde Stimmung des Hängemonats November, alles das kommt zuſammen, daß ich mich zu einer geſunden Arbeit nicht

ſammeln kann. In Berlin mag ich mit leichter Waare nicht auftreten. Die Thatſachen dort ſind ſo drückend, die Celebritäten ſo vornehm, daß ich ohne Honorar Ihnen etwas ſchicken würde, wenn ich nur etwas Vortreffliches hätte. Ich habe aber nichts und komme nicht zur rechten Sammlung.

Könnten Sie denn den König von Preußen nicht veranlaſſen, ſich an Nicolaus dafür, daß er Zopf und Schwert aufführen ließ, dadurch zu rächen, daß er nun den Pugatſcheff losläßt? In Berlin würde das Stück verſtanden werden. So ganz von der Nabelſchnur meiner Mutterſtadt losgeſchnitten zu ſein, thut mir doch weh. Für Herrn von Küſtner iſt die ganze dramatiſche Produktion, ſcheint es, unnütz, ſeit er die Birch-Pfeiffer hat, dies Weib, das früher nur auf der Königſtadt hauſen durfte.

Grüßen Sie Mundt auf's Freundlichſte! Auch Ludmilla Aſſing, wenn Sie ihr begegnen.

Herzlich und treu bin ich

Ihr

Gutzkow.

Frankfurt a/M., d. 4. Novbr. 44.

Lieber Freund, wenn Sie mir nicht mit Recht auf mein langes Nichtbeantworten Ihrer Sendung

vom 3. Febr. zürnten, würden Sie mir ſicher nach dem erfreulichen Erfolge des Urbild auch einige Zeilen geſchrieben haben. Mundt, der ſich in der Angelegenheit meines Stückes mit einer, mich faſt beſchämenden Liebenswürdigkeit benommen hat, Mundt hat mir den guten Erfolg berichtet. Wenn Sie ihn ſehen, ſagen Sie ihm, daß er bald von mir einen Brief erhalten wird.

Die Wespen, die ich mit Vergnügen geleſen habe, ſummen in meinem Arbeitszimmer immerfort herum und brummen: Gib dem Wehl etwas in ſein elegantes Taubenſtraßenboudoir, auf dieſe zierlichen Tiſche etwas, wo man nichts anfaſſen, nichts verunordnen darf. Auch Herrmann von Siebeneichen, der in einer Stadt ſpielt, wo ich vor zwei Jahren durchreiſend mit dem Eilwagen einen ſolchen Durſt bekam, daß ich im Dunkeln für ein Glas Zuckerwaſſer acht Groſchen Courant ſardiniſcher Münze gezahlt habe, auch Herrmann von 7Eichen droht mich mit ſeinem Hünenſchwert zu erſchlagen, wenn ich nicht Anſtalt mache, nicht nur zu ſchreiben, ſondern auch Etwas zu ſchreiben.

Heute, junger Mann, iſt mein 34ſter Geburtstag. Mit den edelſten Vorſätzen bin ich aufgewacht; aufgeſtanden, hab' ich die Glückwünſche meiner drei Jungen in wohlklingenden Verſen entgegengenommen und zum Kaffee ſtatt Semmel Kuchen gegeſſen. Ach, ich fühlte

heute mehr denn je, daß ich Unrecht gegen Sie habe. Warum bin ich 34 Jahre alt! Warum ſo träg, ſo faul, ſo zäh, ſo aufſatzmüde, ſo beitragunluſtig, ſo journalblaſirt! Früher, in Deinen Jahren, Jüngling, was war das für ein Plänkeln, Scharmützeln, Correſpondenzeln u. dgl. m. Ich habe mich journaliſtiſch erſchöpft. Was ich anfange, leg' ich mir breit zurecht, immer mit großem Anlaufe; man wird ſo, wenn man 34 Jahre alt wird.

Nun liegen aber auch Berge auf mir, theuerſter Freund! Ich werde ſie nächſtens abſchütteln und Sie ſollen davon binnen einigen Wochen ſelbſt einige Schichten erhalten. Mit einem Worte, wenn die Wespen nicht eingehen und eingegangen ſind in der Zeit, wo die wirklichen Wespen kommen, dann ſchick' ich Ihnen einen Reiſebrief oder Aehnliches. Jetzt komm' ich zu keiner Sammlung, um vor dem hochachtbaren Berliner Publikum, Schelling, Tieck, Friedrich Wilhelm u. dgl. m. (ſolche Leſer denk' ich mir immer, wenn ich für Berlin etwas ſchreibe) aufzutreten. Warum blieben Sie nicht in Ruppin! An einem Ruppiner Blatt arbeit' ich gleich mit.

Das wiſſen Sie doch, daß Ihr „Alter ſchützt vor Thorheit nicht" hier zur Vorſtellung fertig war und dann — als unſittlich!! — von unſerer bornirten Cenſur verboten wurde.

Ich grüße Sie nun herzlich und bitte Sie in freundlichem Andenken zu behalten

Ihren

Frankfurt, 17. März 45. Gutzkow.

An Herren Werner meinen beſten Dank. Sein trefflicher Bericht in der Spenerſchen Zeitung hat in Berlin für mein und meiner Stücke dortiges Schickſal das Eis gebrochen.

Lieber Freund!

Mit meiner Gewiſſenhaftigkeit und meinem wort-halteuden Correſpondenzeifer iſt nichts mehr anzufangen. Ich vernachläſſige die intimſten Beziehungen. Einen Schreiber, der mir das Briefſchreiben abnähme, hab' ich nicht und Ihnen möcht' ich doch ſelbſt ſchreiben. Aber ich bin immer auf der Jagd, jagend und gejagt, und ſagen Sie, ſoll ich nicht auch ſo egoiſtiſch ſein die freien Augenblicke manchmal benutzen, um etwas Geſchentes zu arbeiten?

Die Repertoire ſollte Ihnen meine Frau ſchicken: eines war fertig, da fehlten die Vorſtellungen auf dem Link'ſchen Bade. Bis die nachgetragen waren, war ſchon wieder der Auguſt abgelaufen. Nun iſt Sep-tember vorüber! Die Abendzeitung bringt kein Reper-toir mehr; ich muß alſo doch an die Ueberſicht denken und will nächſtens meinen Fehler gut machen.

Sie ſind nun in Hamburg und haben wohl daran gethan, meinen Verführungen nicht Gehör zu geben. Hier iſt's langweilig! Hamburg iſt für einen „einzelnen Herrn" unbezahlbar! Oft, wenn ich Garçongelüſte bekomme, ſehn' ich mich gewaltig dorthin; aber Sie wiſſen, wie ich an der Kette liege.

Ihr Feuilleton giebt dem alternden Telegraphen junges Leben. Strecken Sie ſich nur recht behaglich in dem ganzen Blatte aus, treiben Sie Communiſterei, Proletariat u. dgl. hinaus; daran, an dem Jammer um die Handwerker, wohlgemeinten, aber nicht äſthetiſchen Dingen, iſt dies äſthetiſche Blatt zu Grunde gegangen. Handwerker konnten nicht 8 Thaler für ein Blatt zahlen.

Sie haben über Dresden geſchrieben, über mich und böſe Dinge von mir geſagt: mein Humor iſt Ihnen doch nicht aufgegangen. Was Sie mein Mißtrauen nennen, iſt mehr humoriſtiſche Conjekturalkritik! Ich ſuche gern Motive, um mich zu unterhalten, und in die Welt und Menſchen einen Sinn, einen Zuſammenhang zu bringen, nicht um mir das Daſein zu verderben. Meine Aeußerungen über die Berg hätten Sie verſchweigen ſollen, ſo etwas ſetzt böſes Blut.

Meine Stellung zum Theater hab' ich nicht gekündigt, ſie wird alſo noch $2^1/_4$ Jahre dauern. Bis dahin kann ich etwas Zuſammenhängendes geleiſtet,

böswillige, ſyſtematiſch nergelnde Oppoſition durch Ausdauer überwunden haben und dann thu' ich entweder gar nichts mehr à la Tieck, oder trete ab. Wie mit einem Zauberſchlage hab' ich kürzlich meine ganze hieſige Stellung auf einen verklärten Standpunkt gebracht, durch meine Bearbeitung und Einſtudirung des Coriolan von Shakespeare. 8 Proben brachten einen majeſtätiſchen Abend hervor! Von dem muß ich eine Zeitlang zehren, bis eine neue Leuchtkugel kommt. Beim Theater verpufft Alles raſch, das wiſſen Sie!

Wullenweber iſt im erſten Entwurf fertig. Jetzt kommt die Ueberarbeitung.

Dann hörte ich, daß Sie noch außer dem Telegr. auch die Bühne bedächten, und etwas in dem Genre brächten, das Ihnen am meiſten zuzuſagen ſcheint, im idylliſch-naiven.

Grüßen Sie Schirges, den fleißigen Arbeiter im Weinberge des Herrn, der ach, ach, gewiß viel ſaure Trauben erntet! Geh' es ihm wohl und gut! Es ſchwebt ein Unſtern über ſeinem ganzen Leben und er iſt mit ſo wenig Glück ſchon zufrieden. Geb' ihm das der Himmel!

In 14 Tagen wird wohl Thereſe nach Hamburg zurückkehren. Das wird Ihnen eine werthe Anknüpfung ſein und bleiben. Fanny Lewald wird 4 Wochen bei

ihr wohnen, um sich gründlich wegen der Diogena mit ihr auszusöhnen.

Schreiben Sie bald einmal und bleiben Sie zugethan

Ihrem aufrichtigen

Dresden, d. 1. Okt. 47. Gutzkow.

Lieber Freund!

Glauben Sie doch nicht Alles, was man Ihnen so von mir erzählt; auch nicht das, was Sie sich selber über mich auspunktiert haben. Ihre tiefsinnige Erklärung meines Wesens: Ich dächte mir immer die schlechtesten Motive, hält doch wohl nicht überall Stich.

Aber das ist eine Eigenschaft von mir, daß ich von meinen eigenen Sachen nichts halte und so soll's mir lieb sein, wenn Wullenweber nicht geradezu durchfällt. Das Stück ist zu weitschichtig und bedarf einer rapiden Darstellung, die es vielleicht in Hamburg nicht findet. Hier soll's am 1. Januar sein. Baison ist außerordentlich zuvorkommend und freundlich. Es gewährt mir eine große Genugthuung, daß nach Allem, was zwischen ihm und mir vorgefallen ist, er doch mit der Zeit auf das Resultat kommen wird, daß ich bei allem, was an mir nicht ganz vollkommen sein

mag, für Freundschaft und dauernde Lebensbeziehung doch eine breitere Basis biete, als all das Gelichter, das ihn in Hamburg heute umschmeichelt, morgen verrathen hat. Je mehr Baison zur Ruhe kommen wird, je mehr er in den Menschen, die ihm im Leben begegneten, Weizen von Spreu gesondert haben wird, desto traulicher und geläuterter wird ihm auch die Erinnerung an mich werden; denn wir haben beide viel im Leben durchgemacht und wenn wir uns zu heftig erzürnten, so war's, weil wir uns zu nahe standen und wirkliche Freunde waren. Und doch würd' ich, wenn ich nach Hamburg käme, zagen, ihm wieder zu begegnen, weil es zu schmerzlich ist, sich des vollen Ausbruches einer ungezügelten Leidenschaftlichkeit, die uns trennte, erinnern zu müssen. Daß ihm seine Stellung viel Noth macht, glaub' ich wohl. Schade ists, daß ihn die Umstände zwingen, von der Oper mehr sein Heil zu erwarten, als vom Schauspiel.

Immerdar Ihr

Dresden, 9. Dez. 47. Gutzkow.

Ein Brief an Freunde!

In ersten, mich überwältigenden Schmerz um den Verlust meiner lieben Amalie war mir's nicht

möglich, allen denen, die ſie kannten und an unſerm Lebensſchickſal Theil nahmen, die Anzeige ihres plötzlichen Todes zu machen. Wie im Traum kam mir dies ſchmerzliche Begebniß in Berlin. Ich beſorgte, niedergeſchmettert von der unerwarteten Himmelsfügung, die Beſtattung, kehrte mit den Kindern und den Eltern Amaliens nach Dresden zurück und hoffte auf einer nach Wien fortgeſetzten Reiſe Zerſtreuung und Linderung meiner Stimmung zu finden. In Breslau änderte ich dies Vorhaben und befinde mich jetzt in dem noch unbeſuchten Bade Warmbrunn, wo ich die übrige Zeit meines Urlaubs, fern von den mir im Augenblicke faſt fremd gewordenen Händeln der Welt, in Einſamkeit zuzubringen gedenke, und nun auch den Freunden den Bericht, den ich ihnen ſchuldig bin, niederſchreibe.

Vom 3ten März bis 24ten Juni hab' ich einen Urlaub, deſſen Benutzung theils zur Erholung von meinen Dresdener Berufspflichten, theils zur Ausarbeitung einiger Pläne, für die ich in Dresden keine Zeit fand, mir und meiner Frau nothwendig ſchien. Den Plan nach Paris zu gehen, gab ich auf und wollte um ſo mehr eine Zeitlang in Berlin bleiben, als die Ereigniſſe grade dort in überraſchendſter Weiſe zum Ausbruch kamen und Jeden, der nicht längſt partheï- und geſinnungsſcheu geworden, zur Antheil-

nahme aufforderten. Amalie und mein jüngſter Knabe Emil hatten mich dorthin begleitet. Sie wohnten bei meiner Schweſter, während ich, des beſchränkten Raumes wegen, in einem Hôtel blieb. Von den Folgen einer ſehr gefährlichen frühzeitigen Entbindung im Winter ſchien meine Frau vollkommen hergeſtellt. Sie liebte Berlin und freute ſich dort zu ſein. Wir ließen unſere beiden älteſten Knaben zu Dresden in guter Hut und machten die Reiſe nach Berlin in der Hoffnung, Amalie würde ſich dort anregen, unterhalten und ſo lange bleiben, bis ihre Mutter von Frankfurt ſie in Dresden beſuchen ſollte, wohin Amalie nach einigen Wochen zurückkehren wollte, während ich nach Wien zu gehen beſchloß. Kaum jedoch in Berlin angekommen, erkrankte Emil mit ſo bedenklichen Anzeichen eines gefährlichen Zuſtandes, daß Amalie in der Pflege des Kindes ſich abängſtigte und darüber ihr ohnehin geſchwächtes Nervenſyſtem bedeutend aufreizte. Der Ausbruch der Berliner Unruhen ſteigerte dieſe nervöſe Spannung. Unſer Kind lag krank im Bett, während draußen die Kanonen donnerten. Amalie, mit ihrer lebhaften ſüddeutſchen politiſchen Empfänglichkeit, die den Freunden bekannt iſt, gerieth in eine Exaltation, die nur einen Anlaß zu finden brauchte, um faſt ſelbſt auf die Barrikaden zu treten! Sie ſchrieb eine feurige Beſchreibung des Kampfes an die

Ihrigen in Frankfurt. Sie ist in mehre Zeitungen übergegangen. Weil ich wußte, daß alle Beweise eines ausbrechenden Ringens der Völker um ihre Freiheit sie glücklich machten, unterließ ich nicht, sie in der lebhaftesten Theilnahme und Kenntniß von dem, was täglich geschah, zu unterhalten. Ich ahnte nicht, daß das, was ihr Wonne und Freude war, den still sich entwickelnden Todeskeim nähren sollte. Die heiße Witterung der letzten Märztage verführte zu leichter Kleidung. Sie ließ warme Hüllen fort, an die ihr seit dem Winter kränkelnder Körper gewöhnt war, und empfand bald eine Lähmung der Glieder, eine Mattigkeit, die sich so steigerte, daß sie am Tag vor dem fünften April, wo sie nach Dresden zurückkehren wollte, um den Empfang ihrer Mutter vorzubereiten, sich krank erklärte und in's Bett legte. Wir fürchteten nichts, als erst eine leichte Erkältung, aber schon am ersten Tage, wo wir die Thätigkeit der Haut zu befördern suchten und sie noch nicht einmal einen Arzt zu haben verlangte, sagte sie: „Ich stehe nicht wieder auf." Zu dem Arzte Dr. Koner, hatte sie alles Vertrauen, weigerte sich aber, Arzneien zu nehmen. Sie verlangte, daß die inzwischen in Dresden eingetroffene Mutter nach Berlin herüber kam. Am achten Tage stellten sich die Symptome des Nervenfiebers (Abdominaltyphus) ein. Der zweite herbei-

gerufene Arzt, Dr. Barez, gab wenig Hoffnung. Während ſie anſcheinend fortdauernd in einer brütenden Betäubung lag, war ihr Geiſt doch immer rege und bewußt. Sie ſprach mit ſchwacher Stimme, aber beſtimmt und zuſammenhängend, meiſt aber nur in Beziehung auf ihren Tod. Ich bedaure, daß die Aerzte verboten hatten auf dieſen Gedanken einzugehen, es that ihr ſo wohl, Anordnungen über das, was nach ihrem Ende geſchehen ſollte, zu treffen. Einige Tage lang nahmen ihre Gebehrden, obgleich ſie bis dahin völlig bewußt ſchien und vernünftig ſprach, den Character des Irrſinns an, krampfhafte Bewegungen des Kinnes und der Hände boten einen herzzerreißenden Anblick. In einem ſolchen Anfall verlangte ſie mit Heftigkeit nach den Kindern. Ich ließ die beiden älteſten von Dresden kommen. Am grünen Donnerstage ſtellten ſich die heftigſten Schmerzen im Unterleibe ein. Am Charfreitage fühlte ſie ſich leichter. Ihre letzten Worte zu mir waren; „Sind die Kinder da?“ Als ich dies bejahte, verfiel ſie in ein leiſes Stöhnen. Thränen entquollen dem Auge nicht mehr. Dem Läuten der Charfreitagsglocken folgte ſie mit ernſter, feierlicher Aufmerkſamkeit. Als ich ſie um ſechs Uhr in einem tiefen, durch Opium beförderten Schlafe antraf, glaubt' ich, die Kriſis der Beſſerung träte ein; aber es war der Todesſchlaf, ſie hatte ſich zu

einer bequemen Lage im Bett zurechtgelegt und blieb in ihr unverändert bis halb zwei Uhr in der Nacht, wo sie sanft und still entschlafen war.

Es würde meinem Herzen einen wohlthuenden Trost gewähren, wenn ich alle einzelnen Aeußerungen Amaliens auf ihrem Sterbelager wiedererzählen sollte. Sie gedachte des Nächsten und Entferntesten. Sie bereitete sich zum Tode, den sie nie gescheut hatte, mit einem weihevollen feierlichen Ernste vor. Ich will von mir nicht reden, nicht von meinem Schmerze, das Unerwartete, Plötzliche so siebzehn Tage lang sich in seinem ganzen Jammer entwickeln zu sehen, nicht von den peinigenden Gedanken: Warum? und Wären wir, — Hätten wir — (die Betrachtung der Umstände, durch die ein solches Schicksal vielleicht hätte können vermieden werden, ist etwas Furchtbares und reibt die Ueberlebenden selbst auf); es war mir nur Bedürfniß, den entfernten Freunden mit einigen wenigen Zügen die letzten Lebensumstände der Entschlafenen zu schildern und ihnen zu erklären, wie aus heiterem Himmel ein plötzlicher Schlag so niederfallen konnte. Das tiefere Weh, das an mir nagt, kann ich Niemanden aufschließen. Die zwölfjährige Ehe mit einem Manne, den das Leben viel bewegt und umtreibt, kann nicht immer Freuden geboten haben. Ich fühle das mit so bitterer Wehmuth, daß ich mich selbst durch die

ſtummen Küſſe, mit denen ſie in ihren letzten Stunden ihren Trauring bedeckte und ihn mit dankbar verklärten Blicken gen Himmel empor hielt, als wollte ſie ſagen: Dieſer Bund hat mich glücklich gemacht! nicht tröſten kann. Wir hatten uns durch Zufall gefunden. Wir waren zwei verſchieden organiſirte Naturen, die in ihrer erſten jugendlichen Characterentfaltung nicht immer mit gleicher Uebereinſtimmung handelten. Ich hatte, ich will nicht ſagen, zu erziehen, ich hatte eine andersgeartete Natur der meinigen zu aſſimiliren. An ſchönen und anhaltenden Sonnenblicken fehlte es nicht, aber auch nicht an Verſtimmungen und Entfremdungen. Und doch wandten ſich die Naturen faſt geſchwiſterlich immer wieder herzlicher und enger zu einander. In ihren letzten Lebensjahren, als mich die Sorge um eine feſter zu begründende Zukunft von Frankfurt trieb, blühte Alles mächtig an ihr auf, das Temperament bekam gleichmäßigere Stimmung, der ſcharfe und immer treffend urtheilende Verſtand eine ſichere Faſſung, ihr ganzes Weſen wurde bewußter und durchgeiſtigter. Ihre Liebe war immer ſelbſtlos geweſen. Weibliche Freundſchaft, wenn ihr deren Quelle rein und lauter ſchien, gönnte ſie mir im reichſten Maaße. Kleinliche und eiferſüchtige Beſchlagnahme meiner Empfindungen und übrigen Lebensbeziehungen war ihr fern. Sie wußte mich als ein Freies und Ganzes zu nehmen,

dem die Ehe keine beengende Feſſel, ſondern nur eine bequeme Lebensform ſein ſollte. Und grade deshalb fühl' ich mich mit meinen Kindern vereinſamter, grade deshalb iſt der plötzliche Abbruch einer ſo zum Schönen, Guten und Glücklichen hingewandten Entwickelung in mir die Quelle einer unſäglichen Rührung und einer Troſtloſigkeit, die über die Anklage der Grauſamkeit des Schickſals nicht hinaus kommt. Die gewöhnlichen Troſtgründe: Es war Beſtimmung oder: Wohl dem, der ſchläft! wirken nicht auf mich. Das Leben iſt das einzig Sichere, was wir als Form, um Edles und Schönes zu fördern, kennen. Das Leben iſt die einzige mögliche Verwirklichung unſerer uns bewußten göttlichen Beſtimmung. Deshalb beklag' ich die, die um ihr Recht am Leben ſo früh und plötzlich betrogen werden, und kenne keine andere Ergebung in den Rathſchluß des Geſchickes, als eine murrende, gezwungene und tief ſich unglücklich fühlende.

Es war mir Bedürfniß, allen denen, die mich in meiner Häuslichkeit kannten, nahen Freunden, entfernten Theilnehmenden, dieſe Mittheilung zu machen. Jedem ſie einzeln zu ſchreiben war ich nicht im Stande. Deshalb hab' ich ſie in einigen Exemplaren drucken laſſen, bitte aber, ſie Andern vorzuenthalten. Die Welt iſt jetzt ſo reichlich mit ſich beſchäftigt,

daß der, den eine höhere Hand bei Seite führt und eine geheimnißvolle Stimme anruft: Gott hat mit dir allein zu ſprechen! nicht verſtanden wird.

Warmbrunn, den 18. Mai 1848.

K. Gutzkow.

Lieber Freund, ich hätte gern gehabt, Sie hätten mir in dieſen merkwürdigen Zeiten einmal etwas aus Berlin geſchrieben. Wenn alles auf einen Ort geſpannt iſt, zeigt man gern etwas, was man von dorther empfangen hat. Wenn einmal nächſtens in Berlin etwas Bedeutendes ſich ereignen ſollte, ſo bitt' ich, ſchreiben Sie mir. Das Intereſſe, das ich an meiner Vaterſtadt nehme, iſt zu lebhaft.

Ihre Stücke kann ich in dieſer Theaterſaiſon nicht mehr befördern. Wir haben Ehrenhalber König Johann gegeben, geben noch den ſtandhaften Prinzen und müſſen die übrige Zeit mit Novitäten ausfüllen. Laſſen Sie mir alſo das Urtheil über Ihre Bearbeitungen für die Zeit offen, wo wir Vorbereitungen über neue Unternehmungen der Art zu treffen haben. Da wir nur eine brauchbare Liebhaberin haben, ſo ſind wir ohnehin ſehr genirt. Sie wiſſen wahrſcheinlich ſchon, daß vom 1. April die Wilhelmi die Unſrige ſein wird?

Herrn von Küſtner ſagen Sie nur, der Grund,

warum ich ihm Ottfried noch nicht geſchickt hätte, läge eben nur in der eigenthümlichen Spannung, die nun einmal zwiſchen uns nicht enden will. Ich weiß, daß er meinen Intereſſen viel zu wenig entgegen kommt, als daß ich ihm ein neues Stück, eh' es nicht anderwärts im Credit geſichert iſt, zuſchicken könnte. Die Schmeichler und Schmarotzer der Mad. Birch-Pfeiffer bilden jenes Leſecomité, dem es ein eignes Vergnügen zu gewähren ſcheint, meinen Stücken, wenn möglich, ein Dementi zu geben. So hab' ich vor einem Jahre erleben müſſen, daß ich hier auf dem Theater erfuhr, Mad. Birch hätte hierher geſchrieben, das Comité hätte Wullenweber verworfen. Dies erfuhr ich als etwas, was hinter meinem Rücken ſich ereignete. Soll mir immer Aehnliches paſſieren? Ottfried hat vorläufig auf dem Thalia-Theater gefallen und erwirbt ſich vielleicht in den nächſten Wochen noch durch einige andre Theater ſoviel Credit, daß ich es wagen kann, ihn dann der Gleichgültigkeit des Berliner Theaters vorzulegen.

Fanny Lewald werden Sie wohl geſprochen haben. Ich glaube, ſie iſt in ihrer Art ebenſo einſeitig, wie Mad. Diogena, die jetzt hier wieder lebt. Ueber Thereſe könnt' ich Ihnen viel ſagen, wenn wir einmal allein ſind. Würden Sie mir gerathen haben, ſie zu heirathen? Ich glaube: nein! — —

Die äußere Welt und die innere des Herzens, beide wirbeln uns um und wir ſuchen vergebens nach einem Halt, der uns erlaubt, der Strömung Stand zu halten. Oft möcht' ich mich in die Strudel der That ſtürzen und es wagen, ſo zu enden wie Blum und Meſſenhauſer endeten; oft möcht' ich in eine entlegene öde Einſamkeit flüchten und mich, unbekümmert um das, was geſchieht, unter Büchern, Reflexionen und Träumereien vergraben. Bis uns dann einmal der Wirbel erfäßt und uns auf die Stelle ſchleudert, die unſer Schickſal iſt!

Geh' es Ihnen wohl, lieber Wehl!

Herzlichſt Ihr

Dresden, d. 23. Nov. 48. Gutzkow.

Lieber Freund!

Ich ſchicke Ihnen hier 2 Exemplare des Ottfried und überlaſſe Ihnen, was Sie damit beginnen wollen. Wollen Sie ihn vorleſen, ſo empfehl' ich die große Scene des 3. Actes zwiſchen Gottfried und Sidonie zur beſonders geſteigerten Nüancirung. Hier liegt die Handlung im Dialog. Die Scene bietet keine bloße Converſation, ſondern eine ſucceſſive Steigerung der Stimmungen.

Wollen Sie das andere Exemplar Küſtnern geben, ſo thun Sie's! An Stücken wird er keinen Ueberfluß haben. Einaktige Späße ſind genug da, nichts was für den Abend vorhält und die neuſte Arbeit der Birch ſo auffallend mislungen, daß er ſie ſchwerlich geben wird. Wir ſogar, die wir durch Emil Devrient ganz und gar in der Birch leben, wiſſen nicht, was wir mit dieſem „Francis Johnſton" anfangen ſollen und müſſen ihn liegen laſſen.

Geben Sie mir bald Nachricht über Ottfried. Es wäre vielleicht beſſer, Sie gäben Küſtnern gleich das Buch, ohne erſt die Vorleſung abzuwarten.

Mit den beſten Wünſchen für's neue Jahr bin ich mit alter Anhänglichkeit

Ihr

Dresden, d. 28. Dec. 48. Gutzkow.

Lieber Freund.

Ich bin Ihnen noch meinen Dank ſchuldig für die freundlichen Bemühungen bei Küſtner. Ich ſchrieb ihm ſogleich und benutzte zum größten Theil die von Ihnen gegebenen Winke. Er ſchrieb mir inzwiſchen einen ſich mit dem meinigen kreuzenden Brief, worin er mich auf die künftige Remplaçantin der Unzelmann (Mad. Thomas?) verweiſt, doch antwortete ich ihm,

daß mir's an einer ſchnellen Aufführung läge und ich bitten müßte, die Hoppé die Sidonie und die Erck die Agathe ſpielen zu laſſen.

Ich weiß nun nicht, ob er hierauf eingeht oder mich durch Annahme des Stückes nur hinhalten will. Der Effekt auf das Berliner Publikum kann natürlich keine lang nachhaltende Kraft ausüben; doch weiß ich aus Erfahrung, daß man elegante bürgerliche Stücke dort liebt, geſellſchaftliche, ſceniſche Arrangements u. drgl.

Die (Eduard) Devrient'ſche Theaterſchrift macht hier große Unruhe. Er hat zu deutlich geſagt: Ich muß Direktor werden! Wenn er geſagt hätte: Ich muß dies quâ Dramaturg, quâ geiſtreicher Mann, Theaterdichter, Theoretiker, ſo ließe man ſich das gefallen, aber er ſagt: Ich muß dies quâ Schauſpieler werden! Das iſt eine Lüge, die er nicht verbergen kann und deshalb verdient ſeine Schrift die entſchiedenſte Anfechtung. Hier iſt dieſe Gefahr, eine Lüge ſiegen zu ſehen, noch um ſo größer, als wir in Dresden an der Vergötterung gewiſſer Schauſpieler leiden, gar keine Kritik, als höchſtens eine gegen mich, haben. In Berlin würde man lachen, wenn es hieße, Schneider ſoll Direktor werden, hier aber zieht man das Ding in ernſte Erwägung und da iſt auch nicht eine Feder, die offen und frei die Gefahren ſchilderte, die mit der Direktion eines noch in Funktion ſtehenden Schau-

ſpielers verbunden iſt. Ohnehin erleben wir nächſter Tage, daß unſere radikale Kammer der Civilliſte den Theaterzuſchuß verweigern wird oder ein Nationaltheater verlangt, das unter die Botmäßigkeit des Miniſteriums geſtellt wird. Letzteres wäre gewiß gut, Lüttichau's willkürliche Verwaltung iſt der Ruin der Anſtalt. Ich leide bei dieſen Debatten ſehr. Ich habe allmälig eine ſo feindſelige Stellung zu Lüttichau erhalten, daß ich längſt abgedankt hätte, wenn ich nicht die Sorge für die Erziehung meiner Kinder hätte und mir einen Zwang auferlegen wollte, mich ſtabil zu machen. Dazu der Mangel einer gerechten Beurtheilung; die einzige hieſige Kritik, die Bank'ſche, inſpirirt von Bürck, der Beyer, Emil Devrient, kurz die Prätenſionen der Schauſpieler, und dabei ſehen müſſen, daß das ganze Geſchäft wirklich ſchlecht geht, wiſſen, warum es ſchlecht geht und nicht die Macht haben, das Mindeſte radikal zu unternehmen: das iſt ein ſehr kläglicher Zuſtand, den ich nicht lange mehr aushalte.

Sehr ſtörend iſt auch der Mangel guter Novitäten, und die, die da wären, Graf Waldemar, Ottfried z.B., kann man nicht geben, weil keine Liebhaberin neben der Bayer da iſt und alle meine Bemühungen, eine zu bekommen, von der Clique und dem Chef ſelbſt paralyſirt worden ſind.

Ich hätte geſcheut ſein ſollen, den Kram an den Nagel hängen, herumreiſen, im Preußiſchen in irgend einem Wahldiſtrikt tüchtig „wühlen“ und mich wählen laſſen. Ich bin noch auf 3 Jahre ein „richtiger“ wählbarer Preuße.

Sie erwähnen des Verhältniſſes zu Thereſen. Schrieb ich Ihnen nicht ſchon früher, daß das das Ende eines großen, vielbändigen Romans iſt. Ich fühlte eine Art von ſittlicher Nothwendigkeit, nach dem Tode meiner Frau Thereſen nicht mehr zu gehören, als ſchon ſeit 3 Jahren früher. Sie hatte zuviel, zuviel gethan, mir das ſchmerzliche Gefühl, zwiſchen zwei mich liebenden Weſen zu ſtehen, zur Hölle zu machen. So leben wir nun getrennt. Glauben Sie mir, lieber Freund, mein Herz iſt oft voll Verzweiflung, immer voll Wehmuth. Die Thränen, die ich oft im Stillen weine, verſteht wohl nie ein Herz, wenige werden daran glauben, daß ich eine düſtere, ſchwermuthsvolle Innerlichkeit habe. Wie ſteh' ich einſam! Und doch kann ich mir in Nichts, was mich ſoweit führte, Unrecht geben. Wonach ich ewig ſtrebte, war die Wahrheit! Daß ich mit Thereſe brach, war eine Wahrheit.

Mit den wärmſten Wünſchen für Ihr Wohl ſowie immer treu und aufrichtig Ihr

Dresden, d. 24. Jan. 49. Gutzkow.

Welch' einen reichen Stoff, mich theilnehmend auszuschütten, böte Baison's Tod?! Da ist auch ein Stück meines Lebens gestorben und wenn ich die Erinnerung an den leidenschaftlichen Mann und mein Zusammenleben mit ihm auch längst begraben mußte, jetzt, wo er so plötzlich starb, wacht sie nur um so lebendiger auf.

Ich wünsche Ihnen, lieber Freund, zu den Ermuthigungen Glück, die Sie durch die meist immer günstigen Erfolge Ihrer kleinen Lustspiele finden müssen. Wie ich las, sprach Caprice aus Liebe auch in Hamburg an. Die Zeitungsleserin kenn' ich noch nicht. Sie wissen, daß ich von meiner hiesigen Stellung nach der Revolution und der Generalkündigung aller Mitglieder zurücktrat. Ich leitete noch aus Gefälligkeit die Goethefeier, sonst aber gehört' ich nicht zu Denen, die nach erhaltener Kündigung neue Bedingungen anboten. Ich verlangte statt am 31. Dezember zu gehen, sofortige Entlassung und erhielt sie mit Auszahlung meiner Gage bis zum Schluß des Jahres. Ich wollte brechen. Dieser Zustand war nicht heilsam für mich. Die besten Pläne zwar nicht scheiternd, aber ohne rechte Anerkennung von Seiten einer feindseligen Kritik und bis zu ihrem Reifwerden immer auf einen Kampf mit Lüttichau's Bornirtheit und böswilligem Mißtrauen

angewieſen. Abhängen zu müſſen von einer ſolchen aus den ſchlechteſten Stoffen der Ariſtokratie zuſammengeſetzten Perſönlichkeit iſt eine Lebensfolter. An ſeinem Panzer: Excellenz genannt, prallte all mein Enthuſiasmus ab. Und was hatt' ich von dieſem Beruf: Verluſt meiner Zeit, meiner ſtillen, mir ſelbſt gehörenden, grübelnden Muße und etwa 1000 ℳ. Dieſe letzte Summe werd' ich wohl vermiſſen, aber ich brauchte 1000 Thaler noch dazu. Wo dieſe hernehmen ohne Muße zum Arbeiten? Jetzt kann ich arbeiten und ich denke, ich beveſtige mich wieder in meiner früheren gewohnten Produktion und betrachte dieſe entſchwundenen 3 Jahre für eine lehrreiche Epiſode.

Ich arbeite gegenwärtig an einem großen Romane, der in Berlin ſpielt und ein Bild der Zeit geben ſoll. Manches Hohle und Nichtige ſoll da zur Sprache kommen, auch in der Kunſt. Der Winter wird darauf hingehen.

Sie ſchreiben mir einen Gruß von Küſtner. Den Königsleutenant hat er mir wie einem Anfänger zurückgeſchickt. Ich erkenne daraus, wie übermüthig jene Commiſſion iſt, die ſich da über die Stücke hermacht, Herrn Rötſcher an der Spitze. Dieſer täglich mehr ſich verflachende Saalbader, der, um ſich zu erheben, alles um ſich her niedermäht und höchſtens einen Laugenſchwarz gelten läßt, kann nicht ertragen, daß

andere Menſchen, namentlich ich, in Theaterſachen genannt werden. Aber es wird ihm doch nichts helfen! Er glaubt Andere zu vernichten und ruinirt ſich ſelbſt. Wird ſeine Schreiberei trotzdem, daß er jedes Wort unterſtreicht und geſperrt drucken läßt, nicht immer trivialer?

Wenn Küſtner den Ottfried wieder erſtehen läßt, vergeſſ' ich vielleicht die ſchnöde Abfertigung des Königsleutenant, den man doch bei allen Bühnen, da nur nicht angenommen hat, wo ſich zufällig nur ungebildete Schauſpieler finden, die kein Franzöſiſch können.

Ich bin im Begriff, einmal an Deſſoir zu ſchreiben, ob er ſich meines Acoſta nicht annehmen möchte. Hendrichs ſpielt dieſe Rolle in der That unerquicklich. Auch die Stich iſt ſehr mittelmäßig, die Thomas wäre gewiß beſſer. Aber ſchon die Beſetzung der Hauptrolle durch einen Darſteller, der nicht ſo ſehr taſtender Inſtinktſpieler, wie Hendrichs iſt, würde dem Stücke nützlich ſein und der ganzen Berliner Vorſtellung, die keine gelungene war, eine beſſere Richtung geben.

Unſere Freundin Wilhelmi leidet ſehr durch die Bank-Bürck'ſche Clique. Sie gefällt ſehr in allen neuen Rollen, weniger in denen, die ſie der Bayer nachſpielen will. Ich hoffe, daß ſie meine Warnungen hört und endlich einmal nur Neues ſpielt. Welche

Kämpfe hat mir dies Engagement gekoſtet, welchen Haß von Lüttichau ſelbſt zugezogen! Jetzt hab' ich die Satisfaktion, daß die Nothwendigkeit dieſer Ergänzung unſeres Perſonals endlich anerkannt wird.

Nun ſollt' ich Ihnen noch über meine Ehe ſchreiben! Darüber ſag' ich ganz kurz, daß ich eine gute Wahl getroffen habe. Meine Frau iſt jung, recht hübſch, talentvoll und von ſoviel Phantaſie in der Liebe, daß ich nicht nöthig habe, zu wecken, eher zu zügeln. Die Zeiten, wo ich neben meinen geordneten Lebensverhältniſſen rechts und links noch nach Liebe oder wenigſtens Hingebung ſuchte, „ſind vorbei". Wären in meiner guten verſtorbenen Frau nur einige Funken von dem gelegen geweſen, die in meiner jetzigen liegen, der Roman Thereſe wäre nie geſpielt worden. Ich habe nur den einen Kummer, daß ich 38 Jahre alt bin oder doch mich durch meine Erinnerungen älter fühle, als ich meiner Kraft nach bin. Es iſt ein ſo weites, weites Feld von Luſt und Leid, das ich rückwärts überſehen kann!

Herzlich Ihr

Gutzkow.

Dresden, Dienſtag d. 30ten Okt. 49.

Lieber Freund, noch aus dem alten Jahre einen Abschiedsgruß und ein Willkommen fürs neue!

Im Ganzen kann Ihnen doch das verflossene Jahr eine rechte Bereicherung Ihres Lebens erscheinen. Sie haben sich Terrain auf der Bühne gewonnen und haben erreicht, daß jede Fortsetzung Ihrer dramatischen Produktion schon an und für sich gleich von den Bühnen freundlich berücksichtigt wird. Lassen Sie jetzt nur nicht nach und geben Sie à la Putlitz rasch hinter einander Neues.

Daß Ihnen für Berlin Rötscher und Gubitz hinderlich sind, ist eine Calamität, die doch wohl nicht zu lange dauern kann, nur müssen Sie nicht auf's Friedrichs-Wilhelmst. Theater gehen. Sie wissen, wie der Berliner ist! Im Hoftheater will er seinen aparten Genuß haben. Lieber für Berlin unaufgeführt, als auf eine Nebenbühne. In Wien ist das anders.

In Betreff der Prüfungskommission haben Sie ganz Recht. Es ist ein schändlicher Mißbrauch! Rezensenten sollen recensiren, nicht censiren, Censoren censiren, nicht recensiren. Gern eröffnete ich den Kampf, wenn ich nicht die Dummheit begangen und meinen Königsleutenant eingesandt hätte. Als er refüsirt war, kount' ich nichts mehr thun. Ich hätte sollen mit Namensunterschrift in allen Berliner Blättern erklä-

ren, ich böte der Berliner Intendanz nichts mehr an aus den und den Gründen. Nun das Stück abgewiesen ist und Spiker einen schmähenden Bericht darüber aus Frankfurt schrieb (selbst schrieb, um die Commission zu rechtfertigen!), seitdem hab' ich nichts, um operiren zu können. Leider schreib ich nun auch gegenwärtig nichts Dramatisches, werde aber im Sommer mit ganzer Sammlung etwas hoffentlich Gutes zu Stande bringen und dann beginn' ich, dieser Prüfungscommission den Fehdehandschuh hinzuwerfen und die Behörden um Auflösung einer Mißhandlung des Originalautors anzugehen.

Jetzt kann ich nichts thun, weil ich momentan als Dramatiker nicht à la hausse stehe. Meine letzten Sachen machten nicht viel Glück. Ich selbst bin des Theaters müde und will erst nach anderer Richtung hin etwas Tüchtiges leisten. Mein Roman nimmt mich bis in den Sommer in Anspruch.

Für einen Congreß kann ich auch nicht sein. Wie verschwände das in gegenwärtigen Zeitläuften? Welche Leute würden sich da mit Einem zusammenspannen! Und Sie würden erleben, daß wer grade Hoffnung hat, eben von sich in Berlin ein Stück gegeben zu sehen, z. B. Benedix sich gar nicht anschlösse und sich wohl hütete, jene Herren zu reizen, die zweimal gefährlich sind.

Wie geſagt, ich erwarte nur mein nächſtes Stück und beginne dann den Kampf auf eigne Hand und nütze dann Allen.

Inzwiſchen iſt Küſtner wieder ſehr zuthunlich gegen mich. Daß man dem Holbein Lauben an die Seite ſetzte, (richtiger freilich, daß ſich Laube mit wahrer Desperation aufgedrängt hat!) macht Küſtnern verlegen. Ich weiß, daß Fürſt Wittgenſtein nichts dagegen hätte, wenn ich in Berlin Dramaturg würde; es hängt nur von Küſtnern ab, formell dafür die Initiative zu ergreifen. Wird er das thun? Werden nicht Rötſcher, Gubitz, die Birch, ſelbſt vielleicht Döring und Andere ausrufen: Alles, nur nicht den Gutzkow als Dramaturg! Und doch wär' es möglich, wenn mich die Preſſe unterſtützte und Küſtner Beſorgniſſe ſchöpfte.

Freilich würde der Umkreis meines Einfluſſes ſo eng geſteckt werden, daß ich mich doch wohl noch beſinnen würde, wieder eine ſolche halbe Stellung einzugehen, wie die hieſige war.

Die Wilhelmi ſeh' ich ſelten. Vorgeſtern ſpielte ſie wieder in Ihrer Caprice aus Liebe. Das Stück gefiel weit mehr, als beim erſten Male. Man hat viel gelacht. Im Ganzen genommen kann die W. gegen die Bürck nicht aufkommen, deren Mann alle Segel anſpannt, um ſeine Frau oben zu erhalten.

Auch ist es schlimm, daß sie ihren Freunden es schwer macht durch vielerlei Störendes und daß ihr die Bürck eben in jener Weiblichkeit voraus ist, die Männern und Weibern gefällt. Schlimm auch, daß die W. nicht genugsam gebildet ist. Sie hat sich indessen auf neue 3 Jahre gebunden.

Lassen Sie mich bald wieder von Ihnen hören und seien Sie versichert, daß ich unverändert bin und bleibe treulichst

Ihr

Dresden, d. 30sten Dez. 49. Gutzkow.

Lieber Freund, ich lese in der gestrigen Beilage der S. A. Z. Ihre Berliner Berichte. Meine Freude, daß Brockhaus endlich vernünftig ist und mit Ihnen anknüpft, war nicht gering. Sie haben nun ein einflußreiches Organ in Händen und werden für Ihr Wirken einen neuen Reiz gewinnen, einen neuen Sporn, der Sie antreibt und Ihnen Hoffnung giebt.

Was Sie von Küstner, Rötscher und mir sagen, ist so warm, so uneigennützig, daß es in dieser Zeit allgemeiner Ichsucht, wo selbst bessere Naturen aus Verzweiflung über die Existenz nur für sich selber sorgen, Ihrem Charakter Ehre macht. Was wird diese Arbeit die Betheiligten in Harnisch bringen! Rötscher,

Gubitz, Küſtner, vor Allem! Aber auch die minder Betheiligten, Gubitz junior, Spiker, die Herrſchaften am Theater, und tutti quanti! Wer gönnt mir wohl eine ſolche Anerkennung, wenn ſie möglich wäre?

Seitdem Sie Ihre Arbeit begonnen, iſt Dſchingiskhan durchgefallen, der Genius mit zweifelhaftem Erfolge gegeben. Rötſcher's Aktien ſind ſo gefallen, daß Küſtner Angſt bekommen hat, Ottfried, Urbild, Romeo und Julie anſetzt und nicht mehr weiß, wohin er ſich wenden, wie retten ſoll! Wittgenſtein hat geſagt, er hätte gegen meine Berufung nichts, Küſtner ſolle ſie nur beantragen... auch mit Ladenberg hab' ich mich in Verbindung geſetzt, eine andre einflußreiche Perſon, die ich nicht nennen kann, wird zu wirken verſuchen und ſo zieht ſich um Küſtner etwas zuſammen, daß er ein Thor iſt nicht ſelbſt die Sache in die Hand zu nehmen. Ich würde mit ihm ganz gut auskommen. Warum iſt er ſo ſpröde? ſo mißtrauiſch gegen mich? Ich habe viel Ruhe gewonnen, würde mich mit ihm verſtändigen und dafür, daß ich die geiſtige Verantwortlichkeit ganz auf meine Schultern nähme und natürlich auch die Prüfungskommiſſion ſogleich auflöſte, mir nur für gewiſſe Initiativen die freie Hand bedingen. Die Hauptherrſchaft kann er ja behalten. Es iſt dies nicht wie hier bei Lüttichau, der ein Ignorant und hoffärtig war. Küſtner hat Bonhomie.

Warum ſollt' ich nicht mit ihm auskommen, wenn ich gegen Regie- und Prüfungscommiſſion mich gedeckt ſehe?

In ſpäteſtens 14 Tagen bin ich in Berlin zum Beſuche meiner Schweſter, die meine Frau kennen lernen will. Läge mir nur nicht mein Roman ſo ſchwer auf! Ich bin im 5ten Buche und habe deren 9 zu ſchreiben und jedes Buch iſt — ein Band! Den Titel kennen Sie? „Die Ritter vom Geiſt". Es iſt ein Stoff, in dem 5—6 Dramen ſtecken. Ich mußt' einmal wieder einen ordentlichen Anlauf zum Parnaß nehmen.

Emil Devrient ſagte mir, Hölderlin's Liebe wäre Ihnen ſo gelungen, daß er das Stück ſofort zur Darſtellung betreibe. Dazu wünſch' ich Glück! Da ich mich von der Qual ausruhe, drei Jahre lang von der wahnwitzigen Eitelkeit und dem böſen Willen dieſes ſcheinbaren Freundes abhängig geweſen zu ſein, und ihn ſelten ſehe, ſo weiß ich nichts Näheres über dieſe Angelegenheit und wünſche, daß ſie den beſten Fortgang nehme.

Ehe ich Ihnen nicht ganz beſtimmt ſchreibe, daß ich nun nach Berlin abreiſe, ſchreiben Sie mir noch hieher. Meine Frau freut ſich, ein treues Gemüth kennen zu lernen. Frauen wiſſen das zu ſchätzen, und der Einblick in das gewöhnliche literariſche Getriebe hat ihr bis jetzt wenig Freude gemacht. Sollten

wir ganz in Berlin wohnen, so würden wir es den Freunden schon bei uns behaglich machen.

Herzlich grüßend

Ihr

Dresden, 4. Febr. 50. Gutzkow.

Täglich hofft' ich, mich entschließen zu können, nach Berlin zu reisen. Ich komme nicht dazu. So muß ich einmal brieflich fragen: Wie geht es, lieber Freund? Ich lese Ihre Berliner Berichte und freue mich, Sie angeregt und anregend zu finden. Neuerdings find' ich, daß Sie öfter schreiben, als anfangs. Ich würde immer rathen: wenig, aber oft! Brockhaus scheint es so auch lieber zu haben. Fanny Lewald wird Ihnen danken. Erwähnt zu werden, ist jetzt schon dankenswerth. Sind die „Erinnerungen" wirklich lehrreich und angenehm? Wenn diese Fanny nur nicht so fürchterlich selbstzufrieden und eitel wäre!

Devrient hat mir Ihren Hölderlin nicht zu lesen gegeben. Ist er gedruckt, so schicken Sie ihn ja! Da ich jetzt nicht mehr um die dramatische Produktion Aller mich zu kümmern habe, so kann ich die Leistung des Einzelnen theilnehmender in mich aufnehmen.

Ich bin an meinem Roman unausgeſetzt thätig. Vom 1. July an wird er ſucceſſive erſcheinen. Es iſt Zeit, daß es damit zu Ende geht. Dieſe nie ruhende Arbeit iſt furchtbar erſchöpfend.

Für den Schutz, den Sie mir gegen die Berliner Theatermeute angedeihen ließen, muß ich Ihnen danken. Ich ſuchte mir durch eine Erklärung ſelber zu helfen, die Anſchuldigung war zu liſtig berechnet. Ich erkannte recht den offiziellen Styl der Charlottenſtraßenecke wieder; faſt wörtlich hört' ich, was auch Charlotte Birch im März 1848 ſchon zu Emil Devrient damals geſagt hatte, dieſer zu ihr, ſie zur Thereſe u. ſ. w.

Von Ladenberg hab' ich ſozuſagen eine beſtimmte Zuſage, daß von dem Tage an, wo er den längſt gewünſchten Einfluß auf die Berliner Theaterzuſtände gewinnt, meine Unterſtützung von ihm wird in Anſpruch genommen werden. Er theilt meine ganze Anſicht über die Unhaltbarkeit dieſer Verfaſſung.

Küſtner ſtraft mich durch totale Vernachläſſigung meiner Stücke. Da er es aber nicht ganz verderben will, hat er Shakeſpeares Was Ihr wollt nach meiner Einrichtung angenommen. Ich leſe, daß man ſie geben wird und hoffe, daß Beſetzung und weitere Befolgung meinen Vorſchriften angemeſſen ſind. Wenn man eine ſolche Bearbeitung nicht ſelbſt einſtudirt,

iſt es doch nur halbes Werk. Man muß ſelbſt dabei ſein, ſeine Ideen ausſprechen, den Ton ſogar, in dem man ſich das Ganze gehalten denkt, angeben und endlich auch noch auf den Proben modifiziren, kürzen, ändern können. Hier iſt das Stück an Frau Bürck's Eitelkeit, die Viola, Cäſario, Sebaſtian zuſammen zu ſpielen ſo gut wie geſcheitert, die Lobhudler in dem Neuen und Alten Dresdener Journal mögen ſagen, was ſie wollen.

Beſuchen Sie uns auf einige Wochen! Das Wetter iſt ſchön, Dresden gefällt mir erſt, ſeitdem ich nicht mehr mit dem Theater zu thun habe, nicht mehr Lüttichau's Sklave bin.

Sehen Sie Meyerbeer, ſo grüßen Sie ihn von mir. Aufrichtig und herzlich

Ihr

Dresden 9. April 50. Gutzkow.

Mein lieber Freund!

Den Brief, den Sie mir durch Frl. Fuhr ſchicken wollten, hab' ich nicht erhalten. Die Dame iſt zwar durchgereiſt, ſcheint aber keine Zeit gehabt zu haben,

mich aufzusuchen. Ich hoffe, daß mir dieser Brief nicht entgeht, um so mehr, als er vielleicht in einer froheren Stimmung geschrieben ist, als Ihr letzter, der wieder in jeder Zeile Muthlosigkeit und Verstimmung verräth. Ich glaube fast, Dresden als Aufenthalt thäte Ihnen für immer Noth. Sie bedürfen solcher Anlehnungen, wie Sie sie hier gefunden haben, an die Bühne, ein gebildetes Publikum, (wenigstens ein wohlerzogenes), an Menschen, die Sie so liebhaben, wie Wilhelmi's und wir auf der Lindengasse No. 8. Ich glaubte nun, der schöne Theaterabend, den Sie hier erlebten, würde der Anfang neuer glücklicher Erfahrungen und Eindrücke werden und nun will es doch nicht gehen. Der geringe Erfolg Ihrer Dramen, neuerdings in Mannheim und Leipzig, ist schrecklich entmuthigend, aber niederschmettern ließ' ich mich nicht. Die Redaktion der „Jahreszeiten" ist doch auch ein Lichtblick. Das Blatt ist in Norddeutschland gelesen, es hat in Hamburg Einfluß. Wir wollen hier schon Sorge tragen, daß mindestens 3 Exemplare gehalten werden müssen. Ich wünschte, die Redaktion begänne schon im Oktober, nicht erst im Januar. Vielleicht bringt man es hier auf noch mehr Abnehmer. Wenigstens stehen wir dann im Rapport mit dem, was Sie in Hamburg wirken.

Prutz und Wolfsohn geben von Neujahr bei

Hinrichs in Leipzig ein „Deutſches Muſeum“ heraus in 14 Tagesheften.

Ihre freundliche Kritik meiner Ritter las ich geſtern im H. Correſp. den ich mir von der Redaktion des alten Dresd. Journals borgen mußte, weil ihn hier faſt niemand hält. Ich will hoffen, daß die Fortſetzung Ihren guten Erwartungen entſpricht. In der Didaskalia vom 21. d. M. ſprach Lorenz Dieffenbach ſehr überraſchend für mich gleichfalls mit wahrhaft impoſanter Anerkennung. Ich geſtehe, daß ich auch zu unglücklich wäre, wenn dies Unternehmen ſich nicht bahnbräche und wenigſtens von den viel inhaltvolleren Bänden 3. 4. an über die Gränze der gewöhnlichen Literaturkreiſe hinausdränge. Aeußerlich iſt freilich alles verkehrt angefaßt worden, aber Brockhaus kommt vielleicht zur Beſinnung. Seine Zeitung hat ſich übrigens ſehr gehoben.

Morgen haben wir hier Dingelſtedt's „Haus des Barneveldt“. Er ſchreibt mir, daß Gall über die Notiz erſchrocken wäre, daß er mich aufgemuntert hätte, die Gräfin Eſther zu vollenden. Eine Maitreſſen-Tragödie! Die Stubenrauch und der König von Württemberg!

Mein kleines Töchterchen, das wir Klärchen nennen werden, gedeiht leidlich. Die Taufe iſt am 9ten

Oktober. Sollt' ich nachdem noch nach Berlin kommen? Ich weiß es nicht.

Laſſen Sie den Muth nicht ſinken! Schreiben Sie bald wieder ein Luſtſpiel, das Sie im Arbeiten zuvörderſt ſelbſt erheitert. Wir ſtehen ja alle, lieber Freund, dem großen Chaos dieſer Zeit ohnmächtig gegenüber und ſehen die Menſchen Fragen und Verhältniſſen nachlaufen, die des Aufmerkens und dieſer haſtigen Neugier nicht werth ſind. Wer dringt da durch? In den Zeitungen z. B. den Berlinern, welche breitſpurige Süffiſance über die langweiligſten Erlebniſſe! Was wird da Papier bedruckt! Was Alles für wichtig genommen! Man muß das gehen laſſen und ſich leider Gottes jetzt beſcheiden, daß man athmet und die Welt beſitzt, ohne die Cholera zu kriegen oder im Zuchthauſe zu ſitzen. Apropos: Zuchthaus. Wiſſen Sie, daß Tieck jede Fürſprache für Kinkel beim Könige abgelehnt hat mit folgenden authentiſch verbürgten Worten: „Bah, ſeine Frau hat die Frechheit gehabt, mir ſeine Werke zu ſchicken! Was ſoll ich damit? Ein Revolutionär! Er ſpinnt ja nicht mehr! Er muß kopiren. Das hab' ich immer gern gethan. Copiren iſt eine Erholungsarbeit." Der Mann, zu dem Tieck das geſagt hat, erzählte mir's ſelbſt. Ich darf ihn leider nicht nennen. — Wollen Sie, Tieck betreffend, über etwas recht herzlich lachen,

ſo leſen Sie in Alexander Jung's Bettler vom James Park. S. 177.

Adieu, lieber Freund! Frohen Muth wünſcht

Ihr

Dresden, d. 29. Sept. 50. Gutzkow.

Mein theuerer Freund!

Ich habe heute eigentlich nur die Abſicht, Ihnen meinen 2ten Band zu ſchicken und mir ein längeres Schreiben auf ein Andermal zu verſparen. Ihr „Theater" hab' ich erhalten. Es bei Brockhaus anzuzeigen, wird mir etwas ſchwer, da er mir bei den Differenzen, wegen deren ich aufgehört habe, ihm aus Dresden zu correſpondiren, unter Anderem ſagte: Ich hätte dieſe Berichte doch auch immer zu meinem Vortheil benutzt! (Es handelte ſich um das Honorar dafür.) Schreib' ich ihm nun über meine Freunde, ſo triumphirt er über ſeine Genugthuung. Ich muß ſehen, wo ich ſonſt der Sammlung nützen kann.

Die „Jahreszeiten" ſollen nun hier in einigen Exemplaren von Neujahr an gehalten werden. Ich wünſche, daß dieſe Zeitſchrift, die ich einmal bei ihrem

Entſtehen getauft habe, wieder mehr in den Frühling, als in den Winter tritt.

Wie machen Sie denn das, zugleich in Hamburg und Berlin zu ſein? Fahren Sie zu Lear und Aehnlichem nach Berlin hinüber?

Ich bin eigentlich recht verdrießlich. Ueber die Zeit, den Krieg, die beiden Gegenſätze: Preußen und Oeſterreich, wo man ſich für keines wahrhaft begeiſtern kann, über die Langſamkeit, mit der mir Brockhaus mein Buch in die Welt ſchleppt, über die Schwierigkeiten, die ſich einer Zukunft aufthürmen, die nicht in den Unſinn der Partheiung ſich mit klaſſifiziren läßt, die Nothwendigkeit, bei Kriegszeiten doch wohl nach Berlin gehen zu müſſen und da — was zu thun?

Ich komme faſt gar nicht ins Theater. Das Repertoir iſt elend und Niemand tadelt es. Mein Repertoir war vortrefflich und Alle ſchimpften.

Grüßen Sie Glaßbrenner, von dem ich höre, daß er hypochondriſch iſt und verſtimmt. Sagen Sie Glaßbrenner, ſeit er in den Märztagen über die Berliner, wie auch ich, gerührt war, iſt es mit ſeinem Spotte nichts mehr. Ueber die Kugel im Brunnen in der Breiten Straße weinte er. Da ſoll er die Satyre jetzt den Kaliſch's und Dohm's laſſen und ſich zu einer größeren Produktion, wie ſein Reinecke Fuchs, wieder ſammeln.

Meine Frau grüßt Sie herzlich. Wir ſprechen oft von Ihnen und vermiſſen Sie. Meine Clara iſt heute 1/4 Jahr alt und gedeiht.

Treulichſt Ihr

Dresden, 27. Nov. 50. Gutzkow.

Mein theurer Freund, ich verſparte mir, Ihnen zu ſchreiben, bis auf die Fortſetzung meines Romans, dem Sie im H. Corr. ſo freundliche Beförderung widmeten. Ich hoffe, daß Brockhaus ſeinen Vortheil nun beſſer verfolgt und das Buch raſcher erſcheinen läßt. — Die erſte Nummer der Jahreszeiten, die ich nun ſelber halte und per Poſt beziehe, iſt eingetroffen. Ob ſie weiteren Fortgang hier haben, kann ich noch nicht ſagen. Die Concurrenz des ſehr theuern Prutz'ſchen Muſeums iſt hinderlich. O. A. Banck hat in der Sächſ. Conſt. Ztg. die an die Stelle des N. Dr. Journals getreten iſt, die Redaktionsveränderung erwähnt. — Der Abgang der Wilhelmi thut mir leid. Die Bürck ſcheint dieſe Bedingung als Lüttichau'ſches Pathengeſchenk für die Taufe ihres Jungen angenommen zu haben. Ohne mich konnte ſich die Wilhelmi nicht befeſtigen und da ſie eitel war, durchaus das Bürck'ſche Fach ſpielen, nichts von Salondamen, Coketten u. ſ. w. wiſſen wollte, ſondern auf Clärchen, Gretchen ꝛc.

aus war, ſo war es eben auch aus. — Neues, was Sie für Ihre Zeitung brauchen könnten, weiß ich wenig. Die Gräfin Hahn lernt in Mainz lateiniſch, um die Kirchenväter zu ſtudiren. Das iſt thatſächlich. Sie giebt zu Oſtern „Lamentationen“ heraus, in denen ſie ſich der Welt zum erſten Male in dem Luſtre ihrer neuen Bekehrung zeigen wird. Schelten Sie mich nicht grauſam, wenn Sie in meinem Roman Paulinen und Helenen d'Azimont (Band 4) ſo ſtark werden gegeißelt finden. Dieſe Sphäre verdient es nicht beſſer. Man will mich hier in der Ariſtokratie über meinen Roman ſchon ſteinigen. Dieſer unverbeſſerliche Demokrat! heißt es. Gerade weil ich die vornehme Welt kenne, weil ich romantiſch, ich möchte ſagen Goethiſch-Tieckiſch geſtimmt bin, gerade deshalb iſt den Leuten meine Verachtung ihrer Anſichten ein ſolches Horreur. — Was ſagen Sie zu Dingelſtedt's Beförderung? Ich fürchte, er wird die ganze Verwendbarkeit der Literatur für die Bühne in Frage ſtellen; denn einen Blaſirteren und Unfähigeren für einen ſolchen Poſten giebt es nicht. Nur um Löwe und Gall zu ärgern, um ſich vor den Eventualitäten nach dem Tode des Württembergiſchen Königs ſicher zu ſtellen, wirft er ſich auf dieſe Bahn, macht den Hofleuten in München weiß, daß die Bühne ſeine Aufgabe wäre und kaſſiert dies unverdiente Glück ein, wenn es ein Glück iſt! Ich

würde dieſe Stellung Zahlhaas, Cornet, Anderen gönnen; aber Dingelſtedt! Die Blaſirtheit, Indolenz, Unfähigkeit ſelbſt! Und das wird von der Augsb. Ztg. angerühmt, befördert, genehmigt. Die Welt ſteckt voller Lüge und nur dem Unwürdigen geht es gut.

Ich bin bitter, verſtimmt. Wie ſollt' ich auch nicht, wenn ich mir ſagen muß, daß ich ewig in der Welt nicht weiter kommen werde, als meine Kräfte reichen! Seh' ich die furchtbare Steigerung meiner Bedürfniſſe durch meine Kinder, ſo überfällt mich ein Grauen, wenn ich meine ganze Lage überdenke! Ich arbeite ohne rechte Luſt, weil ich immer darin die Bedingung meiner Exiſtenz erblicken muß. Von Lebensfreuden iſt nicht mehr viel die Rede! Meine Frau muß ich für meine engen Verhältniſſe erziehen und mir ſelbſt ſo ſtimmen, wie ich ſie haben muß, um darin mit ihr auszukommen. Mein Herz iſt milder und weicher geſtimmt, als in meinen früheren Jahren: ich füge mich in Vieles, aber daß man das muß, daß man grade nicht mehr hat, als eben nur ſeine Vegetation, das iſt doch traurig. Der Schluß des Jahres und der Anfang des neuen regt mich zu ſo trüben Betrachtungen an. Geh' es Ihnen wohl!

Herzlich grüßend

Ihr

Dresden, 10. Jan. 51. Gutzkow.

Mein theurer Freund! Ihre Tröſtungen lehnen ſich an Thatſachen, die ich nicht läugnen kann und doch will der Unmuth nicht vorübergehen. Ich mag heute meine Litaney nicht wiederholen, aber immer freudloſer wird das Leben doch, ein Kampf für die Scholle Exiſtenz, die man einmal errungen hat, immer auf dem qui vive, wie eine Schildwache; ſchliefe man einmal ein, ſo wäre man überfallen und verloren.

In 14 Tagen ſchick' ich Ihnen Band 5, der unſtreitig der beſte aller vorangegangenen ſein wird und die Tendenz, die ich habe, auf die rechte Höhe bringen wird. Brockhaus zögert länger, als meine Ungeduld ertragen kann.

Die Jahreszeiten bieten uns Abends die angenehmſte Lektüre. Ihr Feuilleton iſt trefflich. Daß Sie die franzöſiſche Darſtellungsweiſe angenommen haben und à la Jules Janin plaudern, mag Ihnen von vorübergehendem Nutzen ſein. Die Darſtellung, die Sie früher hatten, bewegte ſich nicht recht raſch, ſondern ſie war manchmal wie ein ſtillſtehender See. Jetzt iſt es ein Fluß, aber manchmal doch zu plätſchernd. Vergeben Sie mir, wenn ich wie immer etwas mäkle. Brauchen Sie die Wendungen wie „ah! Ein Stück, ein Stück, das . . . ein Stück, von dem . . . ein Stück u. ſ. w." ſeltener. Wie geſagt, es iſt Ihrer ganzen Entwicklung nützlich, daß Sie einmal in dieſen Fluß gerathen, aber ſo ganz Franzöſiſch iſt doch auch zu viel!

Die Conferenzen gehen ihren Gang fort und ziehen allerhand Correspondenten her z. B. Oldenberg von Berlin, Falkbeer von Kiel, Heß aus Thüringen u. s. w. Schwarzenberg hat hier bei seiner ersten Anwesenheit zu Regierungsrath S. gesagt: „Ich kann aus der Geschichte nichts lernen". Hoffentlich hat er damit gemeint, daß die Stellung Oesterreichs zu Deutschland von jetzt ohne alle Analogie in der Vergangenheit ist. Er zeichnet am meisten die schöne Gräfin Voß aus, eine Schwägerin von Radowitz. Man hält diese Dame sogar schon für einen „weiblichen Diplomaten", die von Erfurt Instruktionen bekäme. In der Künstlerwelt ist bemerkenswerth, daß Rietschel jetzt an ein Standbild für Carl Maria von Weber geht, das deßhalb seine großen Schwierigkeiten hat, da, was ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male erfuhr, Weber mißgestaltete Füße hatte, so auseinandergehend, wie Sie sich Stägemanns in Berlin erinnern werden.

Meine Frau grüßt bestens. Unser Clärchen gedeiht allerliebst. Ich will eine kleine Tour von 8—14 Tagen hier und dorthin machen, um mich etwas zu erholen. Ein Ausflug nach Hamburg ist zu theuer.

Mit Herzlichkeit wie immer Ihr
Heut' in Eile! Gutzkow.
Dresden, den 15. Febr. 51.

Mein theurer Freund.

In einigen Tagen ſchick' ich Ihnen den 5ten Band, von dem ich eine dem Ganzen nachhelfende Wirkung hoffe. Die Baſis iſt in den 4 erſten Bänden gelegt. Nun kommt es darauf an, darauf zu bauen und dem Gemüthe eine traulichere Anſiedelung zu gönnen. In der Voſſiſchen ſtand am Sonnabend eine Kritik, von W. Alexis glaub' ich, worin viel Gutes geſagt, aber auch der ewige Refrain der mangelnden Poeſie wiederholt wird. Wie wird dies Wort jetzt ſoviel verſchwendet! Was dieſe Leute Poeſie nennen, iſt — gerade das, was ich in der ernſten Aufgabe, die ich mir ſtellte, vermeiden wollte. Romantik und ewig Romantik iſt dieſen Leuten Poeſie. Ich gebe das Leben, die Wirklichkeit. Sie ſoll nicht nackt ſein, dafür wird ſchon geſorgt werden. Erſt hab' ich den Boden, die Wurzel, den Stengel der Pflanze gegeben, nun erſt können Blätter und Blüthen kommen. Ohne das Ende zu kennen, kann man über mein Buch noch nichts Entſcheidendes ſagen.

Mit treuer Herzlichkeit Ihr

Dresden, 11ten März 51. Gutzkow.

Mein lieber Freund. Ich habe Ihnen ſehr lange nicht geſchrieben. Von Berlin aus hätt' ich es thun ſollen, aber ſoviel Brauchbares ich Ihnen hätte melden

können, es fehlte die Sammlung. Auch war ich recht unwohl und erholte mich dort erſt allmälig. Hieher vor 4 Wochen zurückgekehrt, bekam ich eine zufällige Lähmung des rechten Arms, die mich 14 Tage ganz unfähig machte, ihn zu brauchen. Seither hab' ich ſoviel Verſäumtes nachzuholen, daß ich auch heute nur einen flüchtigen Gruß Ihnen ſchreiben kann und Sie bitten muß, mit meiner Briefſchuld Geduld zu haben.

In Berlin fand ich Zerfahrenheit, Apathie, geiſtige Sterilität und die dümmſte Einbildung, als käme auf das dortige Zeitungsgeſchwätz über die Kammern, Manteuffel u. ſ. w. in dieſer Welt viel an. Nebenbei rennt man dem Geſchwätz über die laufende Theater-, Conzert-, Vergnügungs-Chronik nach. Der Eindruck, verbunden mit ſchlechtem Wetter, war ſo fatal, daß ich froh war, wieder in meinem ſauberen Dresden zu ſein. Hülſen beſucht' ich, Anſtandshalber. Er will die Birchpfeiffer ſtürzen. Leicht geſagt, womit? Er will das Publikum reformiren, das Luſtſpiel neu anbahnen. Als wenn es ein Luſtſpiel gäbe, ohne freie Auffaſſung der Zeit! Wie man das Luſtſpiel wahrhaft fördern könnte, wie man die Birchpfeiffer allein ſtürzen kann, weiß er nicht. Mein Wort: Sie haben zu dem Ende in Deutſchland 6—7 Theaterdichter zu hegen, mit Liebe zu pflegen, ja zu protegiren, war ihm fabelhaft. Keine Protektion!

ſagte er. Grade! ſagte ich. Grade Protektion, Pflege, Liebe, Schutz, Wärme, damit man Luſt zum Schaffen hat. Er bildet ſich ein, mit Gerechtigkeit auszukommen, d. h. Stücke werden eingeſandt, geleſen, geprüft, abgeurtheilt. Dummes Zeug! Ich kann darüber nicht alles ſo ausführen, wie ich's meine. Sie werden verſtehen, was ich mir denke. Rötſcher und Gubitz will er entfernen, ſich aber von Tieck Namen ſagen laſſen, die er an ihre Stelle zu ſetzen hat. Tieck wird ihm vielleicht Kugler und Fritze nennen. Sind wir damit gebeſſert? Die Berliner Bühne iſt nur zu heben durch

> einen Mann, der durch ſeine Verwaltung ein Blatt in der Geſchichte der Kunſt und Literatur zu beſchreiben trachtet

nicht durch Comités, alte Regiſſeure, Birchpfeiffer-„abſchaffen" und ſolche Hülfsmittel. Solche Männer giebt's wenig und ich habe die edle Dreiſtigkeit zu ſagen, es giebt vielleicht nur drei: Laube, ich oder Eduard Devrient. Punktum.

Natürlich ſagt' ich das dem Leutenant nicht, ſondern erklärte ihm nur, daß ſehr mittelmäßig in Berlin Comödie geſpielt wird, Stavinsky und Weiß penſionirt werden müßten u. ſ. w. Aber davon wollte er nichts hören. Weißen hat er ſich ganz in die Arme geworfen und Teichmann läuft hin und her und rühmt den

neuen Beſen. Alle Journaliſten halten ihr Urtheil zurück und hoffen Jeder, daß er befördert, hervorgezogen, gefeiert wird. Jeder wartet auf einen Beſuch des neuen Intendanten, mindeſtens auf Erhaltung eines Freibillets. Alle denken ſo, Mundt's am allermeiſten, auch Koſſak und alle.

Fallmerayer's Wort über den Roman und neulich das Feuilleton der Nationalzeitung wird Ihnen Freude gemacht haben; denn ich weiß, Sie meinen es gut. Fallmerayer macht der Preſſe einen Vorwurf, den die Nationalzeitung wohl verſtanden hat. Es iſt auch zu erbärmlich, wie die Journale ſich zu meinem Buch verhalten. Da iſt z. B. Herr Adolf Stahr! Er ſchreibt über Alles; aber weil ich das Unglück habe, bei Fanny Lewald in Ungnade gefallen zu ſein, huſcht er über mich immer hinweg. Auch Schücking iſt läſſig und will erſt den Bauernfürſt von mir gelobt haben. So geht das in der Literatur! Elend!

In Berlin waren Mundt's ſehr lieb gegen mich, beſonders er. Ludmilla beſucht' ich einige Male. Die Jahreszeiten zeigen der Welt an, daß Thereſe glücklich iſt. Darüber könnt' ich Ihnen eine recht lange Betrachtung ſchreiben. Ich denke, ich ſage ſie Ihnen mündlich, wenn Sie uns beſuchen. Ich denke Sie kommen bald. Adieu!

Schreiben Sie bald Ihrem

Dresden, d. 3. März 51. Gutzkow.

Lieber Freund.

David Strauß, der Verf. vom Leben Jesu, war 4—5 Tage hier und fast immer nur mit mir und Auerbach. Er hat, seit 2 Jahren in München wohnhaft, Theologie und Philosophie und Politik an den Nagel gehängt und beschäftigt sich mit Kunstgeschichte. Er kam von Venedig und Wien, wo er, wie hier, nur die Gallerien besuchte.

Wir haben jetzt viel Fremde. Die Communikation mit Wien hebt Dresden sehr.

Wenn Sie hier sind, werden Sie mich an meinem 9. Bande laborirend finden. Das wird ein schwer Stück Arbeit werden. Schon der 8. wurde mir nicht leicht. In 8 Tagen erst kann ich ihn abschütteln und nach Leipzig schicken. Das Interesse ist doch jetzt recht groß. Das Buch ist vielbegehrt, alle Welt kennt es und folgt mit Spannung. Um so abscheulicher handelt die Kritik. Bemerken Sie z. B. in der Weserzeitung; der ×× belletrist. Referent bringt über Alles Notizen, nur über dies Buch nichts. Interessant ist der Gegensatz, daß die Bibliothèque universelle de Genêve (sehen Sie Magazin für Lit. d. Auslandes ich glaube No. 49 od. 50.) das Buch vom Standpunkt des antirevolutionären Prinzips lobt, während die Nationalzeitung sagt, es wäre Pflicht der Demokratie, sich an

dies Werk zu halten; ich denke, das ist ein Beweis meiner objektiven Ruhe. Freilich mit Band 6. werden Gefahren heraufziehen. Ich glaube an ein baldiges Verbot. Doch das ja nicht sagen!

Wir grüßen Alle!

Herzlichst Ihr

Dresden, d. 12. May 51. Gutzkow.

Theurer Freund, ich komme wieder recht in meine alte Briefsaumseligkeit. Ich bin oft unpäßlich; auch beschäftigt mich die Ausarbeitung eines Buches, das schon im Februar erscheinen soll. Unter dem Titel: Aus der Knabenzeit geb' ich meine ersten Lebenseindrücke aus den Jahren 1811—1821, gleichsam den ersten Band meiner Memoiren. Ich sah nicht ein, warum ich etwas, was Andersen that, nicht auch thun konnte. Ein Beitrag zu der von Ihnen so freundlich adoptirten Loveley-Literatur soll das Buch nicht werden, noch weniger à la Dichtung und Wahrheit emphatisch von meinem Ich sprechen; ich wollte nur beweisen, daß Berlin nicht so unpoetisch ist, als man es darstellt. Für den Erzieher, den Psychologen, für das Studium der Gesellschaftswissenschaft werd' ich manches brauchbare bringen, und am Rand muß sich verstehen, daß die Darstellung eines

von Preußiſchen Lebensbedingungen allmälig freiwerdenden Bewußtſeins der Kern dieſes Buches iſt, das gewiſſermaßen als ein Farben-Palettenreſt meines Romans angeſehen werden kann.

Außer dieſer Schrift, die Rütten in Frankfurt a/M. verlegt, erſcheint der 13te Band meiner geſ. Werke, enthaltend das Wagniß eines Wiederabdrucks der Wally. Die Verleger wünſchten das Geſchäft zu machen und ich bin leider nicht in der Lage, eine dargebotene Summe ablehnen zu können. Eine ſcherzende Vorrede giebt hoffentlich über dies Unternehmen einen harmloſen Standpunkt und läßt eine neue Verfolgung des Autors oder des Buches ſelbſt als etwas Zopfiges erſcheinen.

Ich vermuthe, daß die Jahreszeiten im neuen Jahre noch beſſere Fortſchritte gemacht haben. Neuerdings gefiel mir recht Ihre Notiz über Laube. Allerdings geht Laube ſehr zurück. Das Repertoir des Burgtheaters bringt wieder „Reue und Erſatz“ und ganz wie Deinhardſtein gethan, der unter der Firma „Dr. Römer“ Ueberſetzung auf Ueberſetzung lieferte, bringt Laube ſogar mit Namennennung ebenſoviel Ueberſetzungen. Das Arſenal der Mittel von Neueinſtudirungen alter Stücke ſcheint erſchöpft und ſchon lehnt er ſich am liebſten an Benedix, Baumann und alles Triviale. In ſeinen Correſpondenzen mit

Schriftstellern soll er ebenso unartig und formenlos burschikos sein, wie Dingelstedt rücksichtsvoll und zuvorkommend.

Lüttichau hat endlich nach 2½ Jahren wieder ein Stück von mir gegeben!! Zopf und Schwert machte binnen 12 Tagen 3 volle Häuser! Nun giebt er dem Kasseninteresse nach und läßt auch Acosta wieder geben. Ich sehe zu, bezahle mein Entrée und habe keinen Antheil. Das nennt man „Ermuthigung des Dramatikers zur Produktion". Zopf und Schwert hat hier mindestens schon 6000 Thaler eingebracht, ich erhielt 55 ℳ. Man kann daraus eine Gleichung machen: Der Hochmuth und die Selbstgefälligkeit der deutschen Bühne verhält sich zu ihrer Berücksichtigung der Literatur wie 6000 zu 55.

Von Allen im Hause die herzlichsten Grüße und alle Liebe von

Ihrem

Dresden, d. 19. Jan. 52. Gutzkow.

Auf Ihre Ansicht von meinem Leipziger Streite bin ich gespannt. Die Journalistik wird mir nicht beistehen; denn ein Blatt ist mehr gefürchtet, als ein Mensch geliebt und geliebt bin ich nicht einmal. Seit Jahren hab' ich das System, bei konsequenten

Gehässigkeiten, die gefährlich werden können, dem Faß den Boden einzuschlagen. Ich habe davon momentanen großen Aerger, selbst Nachtheil, aber die Rechnung zwischen mir und solchem ewigen Nergeln ist gestellt. Ich konnte die ästhetische Geringschätzung der Grenzboten ertragen, aber jetzt durften sie mir nicht mit „Charakterlosigkeit" und ähnlichen Prädikaten kommen. Ich vertheidigte mich humoristisch, sie erwiederten mit Grobheit. Wie das nun weitergehen wird, weiß ich nicht: die neueste Beurtheilung meines harmlosen und in ganz guter Laune geschriebenen Gelegenheitsstückes Der Königsleutenant — wollte Gott, wir hätten mehr solcher leichten und anspruchslosen Pièeen! — drohte am Schluß in's Persönliche überzugehen, „man wüßte, ich verstände wenig Französisch!" Welche Rohheit von diesem Euren so sehr als Gentleman gepriesenen Freytag! denn er hat diese Kritik geschrieben.

Die Leute sagen mir, was ich eigentlich nicht glauben will. Sie sagen mir: Dieser Freytag ist voller Neid und Einbildung, stachelt Schmidt und Andere zu den ewigen Angriffen auf Hebbel und mich, er würde lieber in Dresden, als in Leipzig wohnen, er war indignirt, daß man mich zum Schillerfeste citirte, daß ich und Auerbach sogleich das Prutzsche Museum unterstützten, er ärgert sich, daß Die Ritter die 2te Auflage erlebten trotz der Grenzboten, in denen

er die erste Verurtheilung schrieb — ich selbst kann mir aus persönlichen Stimmungen nicht soviel Mißgunst erklären, ich unterwerfe mich gern der Vorstellung, daß ich ihm ein unverdientes Renommée zu genießen scheine, aber so ganz preisgeben durft' ich mich nicht. Die Literatur wird Vortheil von meiner Opposition haben. Die Herren werden, um ihrem Wüthen gegen mich eine bessere Folie zu geben, von jetzt an gegen Andere besonnener und gerechter werden. Wenn sich der erste Schrecken über mein tollkühnes Wagestück gelegt haben wird, wird man gerechter urtheilen, als ich z. B. Herrn R. Heller urtheilen sehe.

Adieu, lieber Freund! Geh' es Ihnen besser, als in diesem Augenblick, auch körperlich,

Ihrem

Dresden, 4. März 52. Gutzkow.

Mein theurer Freund, ich nehme von Ihnen auf längere Zeit Abschied. Ich will auf einige Monate in die Schweiz und nach Italien.

Briefe, die Sie hieher richten, werden mir nachgeschickt. Ihr Urtheil über das anliegende Buch hört' ich gerne. Es wird einen schweren Stand haben, da soviel des alten Neides und der alten Bosheit wieder gegen mich aus allen möglichen Löchern kriecht.

Sie deuteten in den Jahreszeiten an, ich hätte die Leipziger fordern ſollen. Die Lektüre der franzöſ. Blätter ſcheint Ihnen dabei die Vorſtellung verdunkelt zu haben, wie nach deutſchen Begriffen, das Ponſard'ſche Duell, mit 35 Schritten Diſtanz, lächerlich iſt. Ein Deutſcher wird ſich nicht anders, als 5 Schritt Barrière = 15 Schritt Diſtanz ſchießen. Konnten Sie mir im Ernſt rathen, daß ich dieſen Spektakel aufführte? Ich ſchreibe Ihnen im Vertrauen; wenn ich auch zu dem Entſchluß einer Forderung aufwallte, ſo hielt mich hier Jedermann zurück, ja die Freunde verboten mir förmlich jede äußere Demonſtration. Ich könnte Ihnen über einen wirklich demonſtrativen Schritt, den ich that, Briefe und Thatſachen mittheilen; doch muß ich ſchweigen. Wen ich in der Sache anging, Niemand wollte eine Auffaſſung billigen, die vielleicht bei Herrn Uffo Horn Effekt gemacht hätte. Es iſt noch nicht geſagt, ob ich nicht bei fortgeſetzter Mißhandlung meiner Perſon doch zuletzt mein Leben (alſo nicht mit 35 Schritt Diſtanz) an dieſe Frage ſetze, aber vorläufig ſtimmt mir meine Umgebung bei, daß ein guter Genius mich bewahrt hätte. Selbſt Dingelſtedt ſchreibt: „Daß Du Mäßigung gezeigt, iſt ein Glück für Dich, die Deinen und uns Alle.“ Und Sie, lieber Wehl, werfen mir gleichſam Feigheit vor. Das hat mich tief gekränkt. Ich war

nie feig. Ich habe drei- bis viermal Ehrenhändel gehabt, aber ich bin in meiner Lebens- und Literaturſtellung verpflichtet, den Schein einer aufbrauſenden und burſchikoſen Eitelkeit zu vermeiden.

Leben Sie wohl, lieber Freund! Ich habe ernſte Arbeiten vor und bedarf der Reiſe, da ich leidend bin.

Mit aller Freundſchaft

Ihr

Dresden, d. 25. April 52. Gutzkow.

Mein theurer Freund! Es iſt lange her, daß Sie nichts von mir vernommen haben! Seit 6 Wochen bin ich von meiner Reiſe, die nach Belgien, Paris, der Schweiz ging, zurück. Meine Exiſtenz zwang mich, augenblicklich die Feder zu einer Arbeit zu ergreifen. Dieſe Abſorption, in der großen Hitze noch dazu und endend mit fortwährender Unpäßlichkeit veranlaßte mein Schweigen. Ich habe Niemandem in dieſer Zeit geſchrieben, die dringendſten Billette ausgenommen. Nun ich mit der gröberen Arbeit meiner Produktion — einem bürgerlichen Schauſpiel aus der Gegenwart — fertig bin, drängt es mich doch, aus meiner Verborgenheit hervorzukriechen und die Wohlwollenden etwas hören zu laſſen. Ihren freundlichen Brief ſchickte mir meine Frau nebſt Kritik nach

Interlaken. Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Antheil und Ihren ungeschwächten Glauben an mich. Meine Stimmung ist keine frohe. Ich bin viel leidend und habe ganz entschiedenen Kummer um meine Existenz. Sie haben in den Jahreszeiten gesagt: Ich verdiente jährlich ca. 3000 Thlr. Ach, lieber Freund, Sie haben da ein großes Wort gelassen ausgesprochen. Hätten Sie es lieber nicht gethan. Ich bedarf fast soviel, aber verdienen? Erschreiben? Da sein muß fast diese Summe jährlich, um anständig zu leben, 4 Kinder zu erziehen, eine junge Frau nicht mit Mühsal zu placken und der Welt nicht den Triumph zu gönnen, daß es einem Literaten, der nicht schmeicheln, speichellecken, sich verkaufen, in den Modeton des Tages nicht einstimmen kann, pauvre geht. Aber daß sie da sein muß, daß ich sie erschreiben soll, das ist mein Elend und ich erlieg' ihm auch. Nicht, daß ich nichts zu schreiben wüßte, nein, daß ich Alles, was ich schreibe, hervorgeben muß! Daß ich nichts wegwerfen, liegen lassen, lange feilen kann! O man spricht von den großen Classikern, von Goethe, Schiller, Wieland, Herder, Jean Paul! Alle hatten Existenzen, hatten Pensionen. Sie lebten der Sitte jener Zeit gemäß in kleinen Städten. Wär' ich vermögend, oder hätte nur für mich zu sorgen oder bezöge einen Gehalt, der meine Zeit nicht abkaufte, ich

wollte ganz andere Werke ſchaffen, meinen Gegnern ganz andere Beweiſe meines Könnens bieten. An ein großes Seitenſtück zu meinen Rittern, einen Plan, der fertig in mir lebt, ein Werk von den großartigſten Dimenſionen der Anlage, nebenbei mit der Möglichkeit, die beſſern und beliebten Figuren der Ritter wieder in ihm aufzunehmen, kann ich nicht denken. Ich bedürfte einer ſichern Exiſtenz von 2 Jahren. Wo nehm' ich dieſe her? Vorſchuß von einem Buchhändler? Dann wär' ich wieder zwei Jahre mit der Publikation und mit der Erſchöpfung zu verſorgen. Woher das nehmen? Kurz — Sie hatten nicht Recht, mich ſo mit einer Feder hinzuſtellen, die ſich à la Alex. Dumas das Ihrige ohne viel Sorge erſchreibt. Die tiefſte geiſtige Sorge quält mich. Wie gern' legt ich manche angefangene Arbeit zurück! Wie gern beurtheilt' ich mich ſelbſt! Kann ich das? Darf ich das?

Auch leid' ich unter dem Mangel an äſthetiſcher Würdigung. Dieſe Anſicht von Roſenkranz über meinen Roman — wie profeſſorenhaft war ſie! Wie deutlich unter dem Eindruck der Grenzboten geſchrieben, gegen die Sie und Kolb in der A. A. Z. ſich äußerten, ſonſt Niemand. Dieſer klägliche Vielſchreiber Stahr umgeht bei jeder Erörterung in der Nationalztg. über Romane meine Stellung, die die einzige beim Publikum wirklich faktiſche und durchgedrungene

iſt. Lauter Fiktionen werden vorangeſchickt, wenn Bücher beſprochen werden, Fiktionen von dem und Jenem. Sie ſehen mich in einem Zorn, der einmal losbricht und gewaltige Platzregen in die ganze Wirthſchaft bringen wird. Es iſt das nicht Eitelkeit oder Ruhmſucht, was mich gegen alle dieſe Menſchen aufbringt, ſondern die einfache Erwägung, daß ich in meiner Stellung pekuniär davon Nachtheil habe. Ich muß mir jeden Schritt erkämpfen, alles ertrotzen, es hilft mir nichts nach. Dem Kaufmann bildet ſich ein Credit, dem Dichter ein Ruf. Credit und Ruf müſſen nachhelfen. Das Schild am Laden muß ſauber und rein gehalten ſein und wenn man von Indigo ſpricht, darf man eine gute Indigofirma nicht überſehen und ſo in Anderem und im Geiſtigen auch. Doch genug davon!

Sprechen Sie Laube? Ich kann nur unzufrieden mit ihm ſein. Bitte aber, davon zu ſchweigen.

Schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht. Herzlich und treu Ihr

Dr., 3. Aug. 52. Gutzkow.

Mein theurer Freund, auf Ihren letzten ſo gütigen und herzlichen Brief hätt' ich ſogleich antworten ſollen. Aber ich bin zu ſehr in Anſpruch genommen: ver-

geben Sie! Wenn Sie von meinen Unternehmungen erſt von Anderen hören, ſo iſt daran nur ſchuld, daß ich ſelber davon nicht ſprechen mag. Mein Journal z. B. iſt etwas ganz Anderes, als mir zunächſt ſelbſt Vergnügen machen würde. Aber — die Geſetze der Nothwendigkeit entſcheiden. Ein Blatt wie Sie es andeuteten — kritiſch-polemiſch — würde nicht gegangen ſein. Sie ſehen es an Prutz D. M., das im Scheitern begriffen iſt, wie ein Cirkulär verräth, nach dem alle Honorare auf die Hälfte herabgeſetzt werden und die Mitarbeiter ihre Einſendungen frankiren ſollen! Mein Blatt iſt wohlfeil, wird im Beſtreben nach innerer Güte nichts vermiſſen laſſen und der Zudrang zum Abonnement iſt enorm. Die Beſtellungen laufen zu 20, 30, 40 ein. Hier hat man bis zu den unterſten Ständen von den höchſten an beſtellt. Brockhaus druckte 10,000 und läßt ſchon die 2te Auflage abziehen. Die HH. Grenzboten werden wieder einmal erleben, daß ich zum deutſchen Volke ganz anders ſtehe, als ſie ſich einbilden. Gebe mir nur der Himmel Muth und Gewandtheit, den guten Glauben an mich wahrzumachen nach Kräften! Können Sie mir vielleicht Erzählungstalente zuweiſen, ſo bitt' ich darum. Auch Ihnen ſelbſt ſei das Organ beſtens empfohlen.

Sind Sie mit Hülſen nicht zu ſtreng? Im Opern-

hauſe läßt ſich nichts geben. Freilich hätte man einen Saal acquiriren ſollen. Es giebt deren königliche genug, z. B. im Marſtall glaub' ich auf der Breitenſtraße. Der Zuſtand der Regie ſoll freilich ſchrecklich ſein. Der König ſcheint die Bühne abſichtlich gering zu achten. Wie vortrefflich war Ihr Wort über die Frechheit, einem Tabakshandlungscommis ein Privileg zu geben! In Paris, ſelbſt in Wien wagte man ſo etwas nicht.

Ed. Devrient geht nach Carlsruhe, aber ohne zu ſpielen. Ein Beweis, daß ſein Princip: „Direktor müſſe ein Schauſpieler ſein" unhaltbar iſt. Man hat ihn als intelligenten Mann und mehr als Schriftſteller engagirt, denn als Schauſpieler.

Emil Devrient iſt der Fluch der hieſigen Bühne. Am 1. November geht er ſchon wieder auf Urlaub! Ihn zu erſetzen, wagt man nicht und ernſtlich gehört er der Anſtalt nicht an. Das Repertoir iſt jämmerlich.

Meine Diakoniſſin, die ich erſt an 3—4 Bühnen geſandt habe, hab' ich bedeutend umgearbeitet. Ich werde von Tag zu Tag ängſtlicher, vielleicht richtiger geſagt gewiſſenhafter. Bitte, ſagen Sie nichts darüber! Die Makkabäer von Ludwig ſind kein gutes Stück. Sie ſind intereſſelos und in den allerſchwungloſeſten Verſen geſchrieben. Er hätte auf ſeinem

Terrain der kleinen Idylle des Volkslebens bleiben ſollen.

Erfreuen Sie mich einmal mit ein paar Zeilen.

Zum Schluß noch die Bitte um Abdruck der Anlage. Dem armen Duller geht es ſchlecht und auch dem Verleger ſeiner Vaterl. Geſchichte wünſcht' ich, daß die Unternehmung ginge. Bitte, drucken Sie die empfehlende Notiz ab.

Viele Grüße vom Hauſe!

Ihr

Dresden, 25. Sept. 52. Gutzkow.

Mein lieber Freund!

Mein Blatt hat jetzt 3000 Abonnenten und wird, wie Brockhaus verſichert, noch anſehnlich ſteigen. Ich bin über die Nothwendigkeit, mich ſo zerſplittern und anſtrengen zu müſſen, nicht glücklich; indeſſen glaub' ich, iſt das Blatt meiner nicht unwürdig. Es iſt dem Literaten unintereſſant, weil es keine Notizen und wenig Polemik bringt; aber das Publikum ſcheint zufrieden.

Meine „Diakoniſſin" hab' ich zurückgezogen. Das Stück trägt alle Spuren einer Melancholie, die mich oft des Lebens überdrüſſig macht. Die Fadheiten

unſeres gegenwärtigen Bühnenrepertoirs mitzumachen bin ich nicht im Stande. Der Ernſt des Lebens drückt mich ſo, daß ich ſchwerlich jemals wieder für Bühnenproduktion die alte Harmloſigkeit gewinne: Dingelſtedt ſchilt mich freilich und ſagt: ich ginge in meiner Furcht vor der Bühne zu weit; er hoffe von dem Stücke bei guter Beſetzung einen großen Erfolg; ich mag aber nichts mehr auf den Brettern wagen und verſende daher das Stück nicht.

Nächſtens einmal mehr.

Herzlich und immerdar

Ihr

Dresden, d. 7. Nov. 52. Gutzkow.

Mein theurer Freund.

Wie lange, lange hab' ich Ihnen nicht geſchrieben! Ich war zu ſehr in Anſpruch genommen. Ein großes hiſtoriſches Drama, an deſſen Geſtaltung ich ſchon ſeit Jahren arbeite, nahm mich den Winter über ſo in Anſpruch, daß ich mir kaum die Zeit für mein Blatt erübrigen konnte. Correſpondenz, Geſellſchaft, Umgang, alles gerieth in Stocken. Jetzt bin ich mit der Arbeit ſo ziemlich zu Ende und die erſten Athemzüge einer freieren Stimmung widme ich Ihnen.

Die „Unterhaltungen“ ſind nahe an 5000. Ich werde mich ihnen jetzt noch nachdrücklicher widmen. Meine Tantième beginnt erſt mit 5000. Ich gebe viel Geld für Mitarbeiterſchaft aus. Vom 1. April beginnt eine Novelle von Auerbach.

Meine Theateraktien ſtehen, da ich die Diakoniſſin nicht vertrieb, flau. Das Friedr. Wilhelmſt. Theater machte den Coup, ſich den formloſen, flüchtig hingeworfenen Königsleutenant aufzugreifen und brachte ſchon 10 volle Häuſer. Was hab' ich davon! Das Stück iſt gedruckt. Auf eine Erinnerung an Nobleſſe, Anſtand u. dgl. m. ſchickte mir Deichmann eine ſogenannte Tantième. Ich weiß nicht, nach welchem Maaßſtab; aber die Summe war ſo unbedeutend, daß man ſie nicht nennen kann. Am Hoftheater ſoll es nun mit Dampf gehen. Wird Düringer das hineinbringen, was dort fehlt? Kennt Düringer das Terrain? Es wird ein pis-aller ſein, weiter nichts.

Sagen Sie mir doch aufrichtig, iſt das Hamburger Theater wohl fähig, ein Stück im großen hiſtoriſchen Styl zu geben? Hat es einen durchgreifenden Helden, einen Charakterſpieler (Philipp und Don Carlos) und zwei weibliche junge Heroinen? Da ich wegen Emil Devrient's Gaſtſpielfahrten erſt im Herbſt hier auf eine Darſtellung meines neuen Stückes rechnen kann, möcht' ich einen Verſuch mit Auswärts wagen.

Ich denke, daß wir nun in eifrigere und fleißige Mittheilung wieder kommen, verſpreche wenigſtens von meiner Seite, daß mein neues heutiges Lebenszeichen nur ein Anfang zum Beſſern ſein ſoll.

Herzlich und treu

Ihr

Dresden, d. 18. März 53. Gutzkow.

Mein theurer Freund.

Ueber den wie ich faſt annehmen muß nicht beſonders erfreulich geweſenen Erfolg meines Perez in Stuttgart ſind Sie mit gewohnter Schonung hinweggegangen. Zwar iſt der Verbreiter der unfreundlichen Beurtheilungen Herr Schilling, ſeit Jahr und Tag ein Feind von mir, indeſſen kann ich mir wohl denken, daß das Sujet einen ſtrengen und herben Eindruck macht. Der Vorwurf, ich hätte Schillern nachgeahmt, iſt ganz widerſinnig. In einem Drama, wo die bedeutendſten Geſtalten des Don Carlos wieder auftreten, kann die Aehnlichkeit nicht ausbleiben, ja ich habe, um dem Leſer und Hörer eine fremdartige Welt möglichſt heimiſch zu machen, dieſe Aehnlichkeit in vielen Dingen ſogar abſichtlich geſucht.

Mein Blatt nimmt mich sehr in Anspruch. Die Nothwendigkeit, es so zu halten, daß seine 5000 Abnehmer dauernd gefesselt bleiben, ist sehr drückend und schafft mir, da ich die meisten Arbeiten ganz umgestalten muß, viele Verdrießlichkeiten.

Briefe von mir können Ihnen nicht viel Freude machen. Sie hören, wie verstimmt ich bin. Wären Sie hier, gäbe es Augenblicke des Scherzes noch genug, aber sie kommen episodisch. Die Grundmelodie ist tägliche Plackerei, Sorge, Freudlosigkeit.

Ich habe heute die Bölte bei mir zu Mittag und — Hebbeln. Sie werden staunen. Nach 10-jähriger Divergenz schrieb er aus Wien an mich, schickte mir seine Anerkennung der Ritter v. G. im 7ten Bde. der Feuchtersleben'schen Werke und besuchte mich hier. Er ist recht verwittert nach Außen hin. Daß er's innerlich noch aushält, obgleich ihm doch all seine Unternehmungen schiefgehen, liegt an der heitern Zerstreuung der Komödiantenwirthschaft, in die er hineingeheirathet hat und an der Sicherung seiner Existenz eben durch diese Heirath. Ich bitte aber, über diese Annäherung und die eben mitgetheilte Ansicht nichts zu sagen, außer was allenfalls literarisch ist, sein Urtheil über die neuere Literatur, eben in jenem Buche.

Nun lieber Freund, gehe es Ihnen wohl und

ſeien Sie immer eingedenk meiner Freundſchaft und wahren Anhänglichkeit. Unveränderlich

Ihr aufrichtiger

Dresden, d. 3. Juli 53. Gutzkow.

Verehrter lieber Freund!

Ich leſe in Dresdener Blättern, daß Sie die Abſicht haben, Vorleſungen über die neure Periode der „Geiſtreichen" zu halten. Vergeben Sie meiner Aufrichtigkeit, die ſich fortreißen läßt, ſich bei Ihnen über ein ſolches Vorhaben zu beklagen. Wie, Sie ſelbſt gehören den neuen Literaturentwickelungen an und Sie greifen aus dem Munde ihrer Gegner ein Wort auf, das nur zum Spott gebraucht worden iſt, ein Wort der Verkleinerung und Herabſetzung!

Daß der Dichter auch geiſtreich ſein ſolle, war von jeher die Forderung der alten Aeſthetik. Luther und ſeine Zeit nannten ſogar „ſcharfſinnig" (ingeniosus) jenes feine, geiſtreiche Etwas, das ihm vom Dichter unzertrennlich ſchien. Erſt wir, die wir die Volkspoeſie und mit großem Unrecht über alles geſetzt haben, desavouiren im Weſen des Dichters das „Geiſtreiche"! Als wenn nicht grade im Geiſtreichen Shakesſpeares Kraft läge! Das „Geiſtreiche" iſt der

unerläßliche Begleiter des Genialen und Poetiſchen, ja die höchſte Poeſie iſt in gewiſſem Sinne immer Witz. Leſen Sie Opitz, leſen Sie die Franzoſen, „geiſtreich" und ſpirituel iſt ihnen der wahre Dichter noch auf dem Standpunkt der Erhabenheit! Und in der That die Pſalmen Davids ſind „geiſtreich", ebenſo wie Lear's Wahnſinn es iſt.

Sie wiſſen doch, daß Jul. Schmidt dieſe Kategorie aufgebracht hat, um die poetiſche Impotenz zu charakteriſiren, die ſtatt der Poeſie nur ein Surrogat giebt. Auerbach hatte ſtets den Spott auf die „Geiſtreichen" im Munde. Auch mir wollte man damit ein Stigma aufdrücken. Zum Glück kann man Herrn Freytag eine Incarnation der Geiſtreichen nennen; daß der Witz an und für ſich allein nicht eben viel ſchaffen und hervorbringen kann, beweiſt ſein im Grunde nur wenig ausgiebiges, wenn auch weiſe geſchultes Talent. Aber die neue moderne Poeſie muß den Charakter des Geiſtreichen tragen. Es kommt nur auf die richtige Definition an. Emilia Galotti iſt eine „geiſtreiche" moderne Salontragödie.

Beruhigen Sie mich, theurer Freund, daß Sie vor einer Stadt, wie Dresden, vor ſo vielen Gegnern der neuen Literatur, den Herren Klee, Hettner, Baudiſſin u. ſ. w. nicht Ihre eigne Abſtammung preisgeben und die Geiſtreichen „als ohnmächtige

poetiſche Hämlinge hinſtellen". Es giebt derer genug, die für ihr ſonſtiges Nichtvermögen durch das Wort „geiſtreich" entſchuldigt wurden; aber man ſollte ein ſo edles Wort und einen ſo edlen Begriff dazu nicht misbrauchen, ſondern Phraſeur, Reflektant oder Aehnliches dafür brauchen. Die Hauptquelle dieſer geſtaltenloſen Romanwelt iſt „Woldemar" von Jacobi.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und unſre gemeinſchaftlichen Freunde. Werden wir hier bald Hölderlin haben? Für die Idee, von Morgens 11 Uhr an bis Abends 10 Wallenſtein zu ſehen, bin ich nicht Grieche genug. Ich werde Schillern erſt um 6 Uhr Abends ehren. Meinen Wullenweber wollte Dingelſtedt geben. Da er nicht zum heutigen Reformationsfeſt herauskommen konnte, hab' ich ihn zum nächſtjährigen zu beſtimmen gebeten. Den Hebbel-Preis haben die gothaiſchen Aeſthetiker, Freytag, Momſen u. ſ. w. durchgeſetzt. Ich gönne dem Anmaßendſten der Anmaßenden von Herzen 1000 Thaler, halte aber dieſen Preis für ein trauriges Verhinderungsmittel, daß ſich Dramatiker von Ehrgeiz und Ruf ferner noch mit der Bühne beſchäftigen. Der dramatiſchen Produktion iſt jetzt die Harmloſigkeit genommen.

Finden Sie einmal Zeit zu einigen Zeilen, ſo erfreuen Sie Ihren alten, treu anhänglichen

Weimar, 31. Oktbr. Gutzkow.

Verehrter, lieber Freund! Mein gestriges Telegramm werden Sie erhalten haben. Ich wiederhole meinen Dank für die überraschende ehrenvolle Aufforderung und bitte, diesen insbesondere auch Herrn Staatsrath von Kotzebue auszusprechen für seine gütige Bereitwilligkeit, mich bei sich als Gast aufnehmen zu wollen.

Wie gern ich im Kreise alter und neuer Freunde am 17. d. verweilen würde, können Sie sich wohl denken. Erinnerungen, die mir durch Ihnen bekannte Einflüsse hier methodisch vergällt werden, würde ich dort in traulicher und beglückender Weise feiern. Ich brauchte dabei nicht meiner eignen geringen Verdienste zu gedenken, sondern der allgemeinen Entwickelungsbedingungen unsres modernen Schaffens, an denen wir alle betheiligt sind. Wenn nun auch die Herren von Könneritz und Pabst gedacht haben mögen: Nun kommt am Ende Jeder mit seinem 25jährigen Jubiläum! So kann ich doch wohl sagen, daß am 15. Juli 39 die in Weltauffassung, Doktrin und ganzem Styl „neue“ oder „junge“ Literatur zum erstenmale in eine Bühnenwelt eintrat, wo seither ein anderer Geist geweht hatte und selbst durch Immermann, Raupach, Halm, J. Mosen u. A. nur Weiterungen früherer Bühnentraditionen gegeben waren. Die Andern sind dann nach mir gekommen, eine

Thatſache, die feſtſteht, wenn ſie's auch beſſer gemacht haben mögen.

Da ich leidend bin, befürchte ich zunächſt Aufregung. Dann beſorg' ich Misdeutung, als triebe mich ein Verlangen gefeiert zu werden. Die Kunde von 25ſter Jährung meiner Anfänge hab' ich nicht in die Blätter gebracht. Ich wußte ja, daß bei Benedix ein Comité von Bühnenleitern agitirte, vor allem Küſtner's Betriebſamkeit und daß dort die Endabſicht eine Geldſammlung war. Bei mir konnte ich eher eine geheime Abwiegelung der Theilnahme erwarten, deren Wirkung auch in Ihrem Dresdener Repertoir erſichtlich iſt.

Wohl drängt mich alles, ſo manche ernſte Frage mit Ihnen und dem literariſchen Verein durchzuſprechen. Am Shakeſpeareverein nehm' ich den lebhafteſten Antheil. Vorläufig ſtört mich nur der Name. Hat man ſich auch bei Nennung des Namens Shakesſpeare grade in Weimar gewöhnen müſſen, dabei an ſo Vieles zu denken, was mit Shakeſpeare am allerwenigſten zuſammenhängt, ſo hätt' ich doch ebendeßhalb gern geſehen, daß man hier nicht ſagte: die moderne Tantième an Shakeſpeare anzuknüpfen iſt doch noch gewagter. Aber die Beſtrebung ſelbſt iſt die verdienſtvollſte und ich warte nur auf eine Gelegenheit, mich durch Thaten zu betheiligen. In

meinen Unterhaltungen a. h. H. ſ. Jahrgang 58, SS. 751 flgd. findet ſich ſchon ein Anfang zu einer Art „Petition der dramatiſchen Autorenrechte“.

Vertreten Sie in beiden Kreiſen, in der Liter. Geſellſchaft und im Shakeſpeareverein, Ihren herzlich grüßenden und treu ergebenen

Weimar, 11. Juli 64. Gutzkow.

Lieber Freund, hier regnet es und ich bezweifelte das Stattfinden Ihrer Excurſion nach Loſchwitz. Mein Telegramm hat hoffentlich keine Druckfehler. Ich wiederhole es deshalb:

Dem literariſchen Verein
Am regneriſchen 19. Juli.

Bewölkter Himmel, grauer Nebel, Regen —!
Nur innen ſtrahlt der Sonne goldnes Licht.
Und wenn ſie nicht durch ihre Schleier bricht,
Nicht Loſchwitz lockt mit ſeinen Blumenwegen,
Dann dank' ich Eurem Vorſatz! In dem Bilde
Der „fünf und zwanzig Jahre“ liegt es ſchon:
Gewollt' zu haben fand der Liebe Lohn!
So nehm' ich für empfangen Eure Milde.

K. G.

Fand der Ausflug dennoch ſtatt, um ſo ehrenvoller.

Mein Ehrentag iſt recht erfreulich vorübergegangen, trotz Herrn Dingelſtedt, der ihn ignorirte. Selbſt einige ſeiner Schauſpieler haben gewagt, Glück zu wünſchen und zu telegraphiren. Ein Handſchreiben des Großherzogs war wohlgemeint.

Ich habe 8 Tage zu thun, um alle Briefe und Telegramme zu beantworten.

Dank und Gruß

von Ihrem „Jubelgreiſe"

Weimar, d. 19/7. 67. Gutzkow.

Lieber Freund, faſt möchte ich ſagen, daß ich Ihre lieben Zeilen kaum verdient habe. Denn ſeit meiner Rückkehr ins Leben habe ich wenig oder nichts gethan, mir meine alten Freunde zu erhalten. Die Stimmung aber, in der ich mich befunden habe, denk' ich, ſollte mich entſchuldigen. Jeder Feinfühlende, jeder, der einem Irrwege im Menſchenleben mit pſychologiſchem Blick nachzuwandeln verſteht, muß ſich vorſtellen können, wie düſter und traurig es in meinem Innern ausgeſehen hat und wie — es noch ausſieht.

Ich bin aus meinen gewohnten Bahnen heraus. Ueberall tritt mir der Ruf meines Innern entgegen:

Dies und das ist dir fürder unmöglich —! Zur inneren Vollkommenheit und Reife für eine andre Welt mag diese Einengung und Beschränkung gut sein. Aber wir leben in einer diesseitigen Welt und ein Schriftsteller vollends soll sich tummeln und die Hände nicht in den Schooß legen. Einstweilen beschäftigte mich mein Buch Hohen Schwangau mit seinem gelehrten, auch mannichfach zerstreuenden Apparat. Ich bin nun fertig damit und bin selbst begierig, was weiter werden wird.

Ich habe Brockhaus den Auftrag gegeben, Ihnen Bd. 1—4 und im April Band V. zu senden. Auch das schon vor Jahren gewünschte „Novellenbuch" soll beigelegt werden. Ich selbst besitze leider kein Exemplar.

Sie haben sich schwer von Dresden getrennt. Aber vergessen Sie nicht, Dresden ist keine Stadt, die literarisch ernähren kann oder man müßte sehr, sehr tief hinuntersteigen. Anders wäre es, wenn Ihre Einnahmen Ihnen gestatten würden, dort nur zu privatisiren. Siegel hatte, mein' ich doch, den Ton verfehlt, wie man in den Tagen von 1866 reden sollte. Es gab im Gefühl der Sachsen doch mehr zu schonen, als nur etwa den König und seine falsche Politik.

Ich kenne von Ihren neueren Arbeiten nur die Journalartikel, die ich in den wenigen Blättern, die

ich leſe, finde. Wie urtheilen Sie über Laube's fanatiſche Selbſtlobhudelei? Der Mann glaubt als Direktor des Burgtheaters das Höchſte geleiſtet zu haben, während ſein Selbſtvertrauen zur Tyrannei für die Anſtalt wurde. Niemand iſt rückſichtsloſer, abſtoßender, ja frecher von ihm behandelt worden, als ich. Aeußern Sie aber hierüber nichts, am wenigſten ſeinem Hamburger Chargé d'affaires Heller. Sonſt empfinde ich ſeine Rachſucht noch mehr, als ſchon jetzt. Noch bin ich ohne Organ und ſcheue Streit.

In alter unveränderter Freundſchaft

Ihr

Gutzkow.

Keſſelſtadt bei Hanau a/Main den 14/2. 68.

Lieber theurer Freund, Ihre letzten Zeilen haben mich wahrhaft beglückt. Ich ſah eine Wirkung meiner ſchmerzlichen Lebenserfahrungen, den Rückhall meiner Beobachtungen in Ihrem eigenen Gemüth. Daß ſie da auch Trauer wecken konnten, milderte meine Freude in Wehmuth.

Dank auch für Mittheilung der freundlichen Worte Ludmilla's, die alſo noch immer der deutſchen Luft nicht traut. Die neuen Publikationen aus dem Nachlaß ihres Onkels habe ich noch nicht geſehen.

Haben Sie Nachſicht mit mir, lieber Freund, und ſtellen Sie ſich auf meinen Standpunkt, wenn ich Ihnen jetzt bekenne, daß mich das Ausbleiben der verſprochenen Empfehlung meines Büchleins in Ihrem ſo wirkſamen Organ recht peinlich berührt. Sie wiſſen, ich habe zwar nicht mit Brockhaus gebrochen, aber doch verſuchsweiſe einmal einen andern Verleger genommen. Mir muß aber daran liegen, daß Cotta von dem Erfolg des Büchleins befriedigt wird. Geht es nicht, ſo habe ich nach zwei Seiten hin, bei Brockhaus und bei Cotta, einen faux-pas gethan.

Erzählende Sachen machen ihren Weg. Die Leihbibliotheken ſind eine gebahnte Straße. Anders mit einem Büchlein, wie dem neuen. Es kann möglicherweiſe ganz liegen bleiben, wenn nicht die erſte buchhändleriſche Operation, das Verſenden durch die Sortimentiſten, ſofort, gleichſam auf friſcher That und parallellaufend durch die Kritik unterſtützt wird. Wie würden Sie mir genützt haben, hätten Sie ſchon vor 14 Tagen einige freundliche Worte gebracht! Die Zeit iſt noch nicht zu ſpät. Aber in dieſer Woche wenigſtens müßte die Anzeige kommen. Sonſt iſt die Kritik wol für mich und die engere Literaturgemeinde von Werth, aber nicht für die Leute, auf welche der Sortimenter rechnet, wenn er ſeine Novitäten an die wenigen Leute ſendet, die Bücher kaufen.

Beurtheilen Sie mich nicht falsch, lieber Freund, und halten Sie mich nicht für lobgierig. Ich bin indolenter als je gegen Lob oder Tadel. Aber diesmal ist meine Lage peinlich, dem neuen Verleger gegenüber, der Vertrauen gewinnen soll, dem alten, der seine Schadenfreude nicht verhehlen würde, wenn der Versuch, mich vom immer mechanischer und Fabrik gewordenen Brockhaus'schen Geschäft etwas frei zu machen, scheiterte.

Sie wissen ja nur zu gut, lieber Freund, wie unsere Existenz, unsere Ruhe und unser häusliches Glück von diesen Dingen abhängig sind!

In Herzlichkeit

Ihr Gutzkow.

Kesselstadt-Hanau, d. 21. Sept. 68.

Lieber theurer Freund, Sie haben mir ja heute eine höchst angenehme Ueberraschung bereitet durch Uebersendung der Reform. Den Erkenntnißbaum grade zur Weihnachtszeit wieder in Erinnerung zu bringen, war ein höchst liebenswürdiger Gedanke. Das Buch macht Glück. Gegen Ostern wird eine 3te Auflage heraustreten. Ich danke Ihnen wiederholt, daß auch Sie durch Ihre erste Empfehlung zum Erfolge soviel beitrugen.

Ich bin unausgesetzt thätig und muß es sein. Die Literaturbriefe, die ich in der Gartenlaube bringen werde, bot mir Keil an. Ich selbst fühle mich nicht mehr so üppig, daß es mich hätte drängen sollen, mir wieder neue Feinde zu machen außer den alten, die ebenfalls sich melden werden. Ich dachte aber, wer weiß, wer dann in dem so außerordentlich verbreiteten Blatt die wichtige Mission überkommt, und sagte zu, als Keil Entscheidung wollte und erklärte, wenn ich nicht wollte, müßte er an einen Andern gehen. Prutz und Heyse schienen hinter ihm zu warten und so entschloß ich mich zu einer Arbeit, die mir viel Verdruß machen wird. Denn mein Trieb ist eigentlich der, Niemand wehe thun zu wollen. Bedarf ich doch selbst der Nachsicht genug.

Eine Frage im Vertrauen: Ich lege großen Werth auf Herrn Richter's mir immer bewiesene Freundlichkeit. Ist er im Punkte Hamerlings empfindlich? Ich kenne den König von Sion bis jetzt nur aus einer Rezension. So schön die Form sein wird, so misfällt mir die Entstellung der Geschichte. Dinge und Personen, die so craß dastehen wie die münster'schen Wiedertäufergräuel, muß man lassen, wie sie waren. Höchstens konnte man der Oper gestatten, aus dem schlimmen Narren Jan von Leyden einen Profeten und schmachtenden Tenor zu machen.

Vom Theater zu ſprechen, Sie haben wol geleſen, daß ich ein Luſtſpiel „Der weſtfäliſche Friede“ geſchrieben habe. Zur ungünſtigſten Zeit, da die wiener Preisſtücke, Benedix, J. Roſen dominiren. Die Bühnen gehen denn auch ſehr langſam daran. Hülſen hat nach 2 Monaten noch nicht geantwortet und von Düringer kann ich nur Ablehnung gewärtigen. Zunächſt will Mannheim den Verſuch machen. Ich ſage Verſuch. Denn die Arbeit muß wol ihre Mislichkeiten haben, obſchon manches Urtheil recht dafür einſteht. Ihr Hübner vom Thaliatheater hat wegwerfend darüber geurtheilt und Ihr gefeierter Maurice gar nicht geantwortet. Es ſcheint, dieſer als Muſterdirektor Geprieſene ahmt nur nach, was Wien und Berlin bringen. Ich bin verſucht, das Stück dem Stadttheater anzubieten, wo ohnehin Görner, wenn er noch ſpielt und — ſpielen kann (d. h. lernen!) eine ganz für ihn geeignete Rolle in dem Stück finden würde. Was rathen Sie mir? Bringt das Stadttheater ein feines Luſtſpiel entſprechend heraus? Von Maurice habe ich noch nie etwas gehabt, nie einen Vorſchub, nie eine Förderung. Daß er aber jetzt meine Stücke giebt, da ſoll er ſich die Schauſpieler danken laſſen, die darin Rollen haben. Ich danke ihm für nichts und hab' ihm nichts zu danken. Dagegen hab' ich vom Stadttheater freundliche Erinnerungen. In der Zeit meines Leids gab

man dort für mich eine Vorstellung, Maurice meines Wissens that nichts.

Was plaudre ich aber! Es ist Sylvesterabend und ich schließe den letzten Brief im Jahre, um hinunterzugehen zu den Meinen (mein ältester Sohn ist auch da) und beim Vier-Elemente-Trank auch Sie und Ihre liebe Frau leben zu lassen. Bringe Ihnen das Neue Jahr Glück und Segen.

Immerdar Ihr treuer

Gutzkow.

Kesselstadt-Hanau d. 31. Dez. 68.

Verehrter Freund!

Als Sie Ihre ehrenvolle, einflußreiche Stellung antraten, hatte es mich recht betrübt, daß Sie keine Veranlassung fanden, Ihr neues Wirken auch mit mir in irgend eine Verbindung zu bringen. Und wenn es nur eine Mittheilung über die Vorsätze gewesen wäre, mit denen Sie in Ihr Amt eintraten. Sie haben so viele Jahre Veranlassung gehabt und Gelegenheit zu sehen, wie auch ich zu denen gehörte, die um ein paar verfehlte Arbeiten sogleich mit herzloser Kälte von den Theatervorständen zurückgesetzt wurden, Sie wissen, was man unter Laube und Hülsen

zu leiden hatte, ſahen noch vor 2 Jahren, wie ich mit einem darſtellbaren Stück, das Sie laſen, ſelbſt bei Denen ins Waſſer fiel, die nicht nöthig haben, von „Erfolgen“, vollen Häuſern, Wiederholungen zu leben. Ich hatte nun recht gehofft, Sie würden ſich auch einmal mit den 20 Dramen, die ich geſchrieben habe, beſchäftigen und eines oder das andre wieder ins Leben rufen — aber dieſe Hoffnung war vergebens.

Inzwiſchen iſt die Reihe an mich gekommen, die Initiative zu ergreifen, und vor allen Dingen will ich wünſchen, daß Sie dieſe Zeilen in alter, unveränderter freundſchaftlicher Geſinnung empfangen mögen.

Ich habe ein Stück geſchrieben: „Der Gefangene von Metz“, hiſtoriſch, halb und halb Luſtſpiel, wenn auch mit ernſteren Motiven. Ich nenne es „vaterländiſches Luſtſpiel“. Der Ton à la Donna Diana, in Verſen.

Das wahre Terrain dieſer Arbeit iſt die hieſige Bühne. Die Heldin iſt eine Brandenburgiſche Prinzeſſin. Dennoch wird ſie für jede Bühne paſſen, die nicht grade den Preußiſchen Namen haßt und haſſen ſoll, wie Wien. Mit Hülſen aber kennen Sie den Verkehr. Wer einmal dort oben war im Bureau, dem wird es hoffnungslos zu Muthe. Immer liegt auch eine Maſſe angenommener Stücke vor. Herrn

Hein, der jetzt regiert, wird der Hof von allen Seiten gemacht. Titus Ullrich ist an Einfluß eine Null. Schauspieler von Ehrgeiz, die wie in alten Tagen die Devrient, Baison u. A. etwas durchsetzen, sind nicht da oder ich kenne sie nicht.

Kurz — das fragliche Stück wird eben gedruckt (auch wieder ein Umstand zum Verzweifeln!) und kann Ende der nächsten Woche versendet werden.

Könnte ich da nun wol darauf rechnen, daß Sie sich die Bitte: Befördern Sie diese Arbeit! mit besonderem Eifer zu Herzen nehmen und schon jetzt Anstalten treffen, das Stück, wenn es Ihnen gefällt, sofort herauszubringen? Wir brauchen eine Heldin von Kraft, Wittwe und Mutter aber doch noch jung und angenehm. Wenn ich auf hier reflektire, so dachte ich an die Erhartt. Die Jachmann ist zu alt. Wie stehen Sie mit Löwe? Haben Sie einen Ersatz für Grunert?

Sie sehen, ich bin mitten in Ihre Thätigkeit hineingerathen und will wünschen, daß Sie sich veranlaßt fühlen können, meiner einmal zu gedenken und mich einen Brief empfangen zu lassen, den Sie in Ihrer neuen Eigenschaft geschrieben haben. Schreiben Sie mir: Mein ganzes Repertoir für den Winter ist schon entworfen! so ist allerdings auch die Pointe dieser meiner Zeilen verfehlt.

Vom Kriege wollen wir nicht reden. Der literariſche Produzent leidet entſetzlich darunter. Wären Sie noch Journaliſt, würde Ihnen der Red. der Reform ſagen: Jetzt können wir kein Feuilleton brauchen! Man druckt die „Feldpoſtbriefe", die in der Nachbarſchaft der Redaktion eintreffen, ab; jeder Torniſter iſt ein Mitarbeiter geworden.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und machen Sie Einiges gut an Ihrem

alten und alternden

Berlin, d. 27/10. 70. Gutzkow.

Lieber, theurer Freund, wenn ich Ihnen damit wehe gethan habe, daß ich unter den Glückwünſchenden in dieſem Winter fehlte, ſo bitte ich um Verzeihung. Ich war in meinen hieſigen Verhältniſſen neu, hatte übermäßig mit deren Begründung zu thun und zugleich ſaß mir die Romanzeitung auf den Ferſen, für die ich meinen Roman Die Söhne Peſtalozzi's druckreif zu machen hatte. Auch glaubte ich, Sie würden ein Circulär oder ein Programm erlaſſen und wie ich Ihnen ſchon neulich ſchrieb mit Ihren alten Collegen ſelbſt in Verbindung treten. Dann wollte ich ausführlich ſchreiben.

Die Schwierigkeit Ihres Terrains kenne ich. Das

Schlimmſte mögen die unzulänglichen Mittel und Kräfte ſein. Im April vorigen Jahres ſah ich Gebrüder Foſter in Stuttgart, eines der Stücke, die der klaſſiſche Grunert conſtruirte, wie ſeinen in Eſſig gelegten und zuletzt in einen Akt zuſammengeſchrumpften Eſſighändler. Ich war nicht ſehr erbaut. Aus dem Erſten Rang (der Hallberger'ſchen Loge) auf die beiden nackten Bruſt-Globen der dicken Frau Wentzel ſehen zu müſſen, war mir für meine anweſende Tochter peinlich. Das mußte nun wol ſo von Ihnen mit übernommen und hochgehalten werden?

Ich ſchicke Ihnen sous bande mein Stück, deſſen Anblick Sie lachen machen wird. Die Corpulenz der Frau Wentzel in duplo. Hier läßt ſich aber nicht blos wegſchauen, ſondern auch wegſchneiden. Aus Furcht vor Hülſen und vor einem Refüs habe ich das Stück hier nicht förmlich eingereicht, doch Direktor Hein leſen laſſen. Dieſer verſichert mich, daß es gegeben wird. Doch traue ich dem Frieden nicht und ſähe gern, wenn einige Bühnen auswärts Ernſt machten und die Gelegenheitsarbeit raſch herausbrächten.

Beſuchen franz. Kriegsgefangene Ihr Theater? Im Weſentlichen beleidigt ſie ja Prinz Aumale nicht. Die Moral des Ganzen: die Gefangenen lernen Deutſchland lieben und achten, werden ſie ja wol gelten laſſen und Ihr Hof auch.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und thun Sie etwas für Ihren alten treu verbundenen

Berlin, d. 7. Nov. 70. Gutzkow.

Verehrter lieber Freund!

Sie können sich wol denken, wie sehr ich auf Ihr Urtheil Werth lege. Ich überlege mir alles reiflich, was Sie mir geschrieben, und will mir herausnehmen, was mich davon fördern kann.

„Nicht leicht zu verstehen" — das wäre allerdings fatal. Die Totalwirkung dachte ich mir basirt auf das Gallerie-Gefühl — Sie wissen, die Hamburger Gallerie soll bekanntlich der beste Maßstab für ein Stück sein: Wir wollen doch sehen, wie's die Frau mit ihren geringen Mitteln anfängt, den Kerl festzuhalten! Voilà tout.

Die frische Theilnahme für die Herzogin dachte ich mir nachhaltig wirkend. Natürlich muß diese durch Persönlichkeit und Spiel gewonnen werden. Dominirt sie nicht und gehört nicht gleichsam der Abend ihr, so ist der Zweck des Ganzen nicht erreicht. Mit dem genannten Interesse parallel soll dann die patriotische Stimmung gehen. Das Ganze ist ein Gelegenheitsstück.

„Laube'ſche Umſtändlichkeit". Das iſt dann nur Sache der Regie. Sie muß eben ſich Mühe geben und ſceniſche Phantaſie entwickeln. Thut man's doch in der Oper, warum nicht im Schauſpiel?

Der Franzoſe „leichtſinniger". Das, theurer Freund, ſchien mir nicht edel zu ſein. Ich wollte es nicht machen, wie unſre heutigen Volksbühnen, die nun auf dem Ueberwundenen herumtrampeln. „Achtung vor deutſcher Weiblichkeit". Das führt mich auf einen Gedanken, den ich noch ausführen will. Der Friede zeigt ihm allerdings ſchon deutſche Frauenwürde. Aber ich könnte von Ihrer Bemerkung ein Motiv hernehmen, um auf S. 98 des Buchs den Prinzen nicht ſo paſſiv zu laſſen, ſondern ihn ſelbſt geſtachelt werden laſſen, an der Herzogin ſeine Unwiderſtehlichkeit zu prüfen. An der Pointe, daß es nicht auf die „Tugend" der Deutſchen ankommen ſoll, ſondern auf ihre größere Geiſtigkeit mag ich nichts ändern. Die „Krönung" iſt doch wohl in der Macht einer geiſtigen Perſönlichkeit S. 134 angegeben.

Selbſtverſtändlich habe ich radikal gekürzt und mehr als total 25 Seiten geſtrichen. Daraufhin hat Hülſen das Stück angenommen und bringt es wahrſcheinlich zeitig, da ſich Hein und Ullrich dafür intereſſiren. Ullrich zeigte eine große Wärme für die Arbeit. Den übermäßig beſchäftigten Hülſen habe ich

ſelbſt nicht geſprochen. Er ſchrieb mir vorgeſtern das willkommene Angenommen.

Ich ſchicke Ihnen nun ſpäteſtens bis morgen sous bande ein geſtrichenes Exemplar, bei welchem ich verſuchen werde, erſt noch für die obige Verbeſſerung, die ich Ihnen danke, etwas zu ändern.

Bitten Sie Löwe die kleine, aber das ganze Stück tragende Rolle des Albrecht zu ſpielen, deſſen Porträt ich beilege. Der Bart ganz roth. Hier Berndal.

Wenn Sie meine Kürzungen haben, ſollten Sie getroſt ans Ausſchreibenlaſſen der Rollen gehen. Bis zum Anſetzen des Stücks iſt Friede und die böſe antipreußiſche Stimmung Ihres Hofs wol auch ſchon wieder modificirt.

In Herzlichkeit und für jede Förderung dieſer Sache ſchon jetzt dankend

Ihr

Berlin, 18. Nov. 70. Gutzkow.

Theurer Freund, Sie werden wol ſchon in den Blättern geleſen haben, daß mein Stück zwar am 10. d. unbeſchädigt durchgekommen iſt, aber nicht „Erfolg“ hatte und von der Kritik verworfen wird.

Der erſte Akt verlief glänzend. Alle hervorgerufen. Von Act II. hatte man einen andern Gang der Handlung erwartet. Das lange Spiel im Finſtern verdroß. Matter Aktſchluß. Act III. und IV. hoben ſich zwar wieder zu Hervorrufungen, aber der Endbeifall war matt und die Kritik — raſt! Fontane in der Voſſ. Ztg. ruft förmlich die Polizey zu Hülfe in einem canailleuſe Artikel, deſſen geheimen Inſpirator, einen von mir in meinen „Söhnen Peſtalozzi's“ geſchilderten Schulrath, Mitglied des Verwaltungsraths der Schillerſtiftung, ſeinen intimſten Freund, ich kenne.

Da Sie nun ohnehin eine Menge andrer Stücke und Unternehmungen vorher erſt abthun wollten, ſo iſt ja Beibehalten oder Nichtbeibehalten Ihrer Intention keine brennende Frage. Auf jeden Fall ſchicke ich Ihnen noch 2 Exemplare derjenigen Faſſung, wie nun das Stück hier gegeben wurde; das Tempo war raſch und kamen wir von halb 7 bis präcis halb 10 Uhr, bei kurzen Zwiſchenakten, zu Ende.

Daß Ihre Beſtrebungen nicht mehr anerkannt werden, beruht auf dem Haß der Schwaben auf alles Norddeutſche. Ja, wer ſich wie Grunert, zum Schmeichler der Genies am Neſenbach macht, der wird ihr Mann. Führen Sie das Zeug von Wechsler in Ulm auf, geben Sie Fiſchern Gelegenheit, ſich für ſeine horriblen Arbeiten von den Liederkränzlern und

Schullehrern herausrufen zu laſſen, ſo wird man Sie auf Händen tragen. Harren Sie aus!

Mit Herzlichkeit wie immer

Ihr

Berlin, d. 13/1. 71. Gutzkow.

Verehrter lieber Freund, wie ſehr habe ich bedauert, daß ich mir die mehreren intereſſanten Zuweiſungen bedeutender Schauſpielkräfte, deren Sie mich kürzlich würdigten, habe entgehen laſſen müſſen! Wie gerne hätte ich unter anderen Umſtänden ſie im Theater geſehen und gaſtlich aufgenommen? Aber ich bin ein armer Körper- und Seelenkranker, den nicht blos der Verdruß und die Ungeduld über ein auffallend bergab gehendes körperliches Befinden, (eine räthſelhafte Störung im Unterleibe), nicht blos Furcht und Grauen vor Berliner geſelligen Winteranſprüchen, ſondern auch die Ohnmacht des Einzelnen, den Kampf mit wuthentbrannten Verſchwörungen, die in ihren Kampfmitteln vollſtändig das Literaturgebiet verlaſſen hatten, aufzunehmen, (ſehen Sie die letzte Seite von Rutenbergs „Studien und Critiken“ [Berlin, 74]) beſtimmten, ſich allem Peinlichen zu entziehen und nach Italien zu begeben, wo denn freilich die Bequemlichkeiten des nordiſchen Winters fehlen und ich darüber erſt recht

leidend geworden bin. Ich bewohne mit meiner Tochter Selma eine einsame Bergvilla, 2 Meilen etwa von Genua. Der nächste Ort ist Pegli, von wo wir unsere Lebensmittel beziehen, die Selma mit Hülfe einer italienischen Magd zubereitet.

Dank Ihnen, daß Sie nach dem wiener Mißerfolge meinen kleinen Scherz Dschingiskhan nicht bei Seite geworfen haben. Die Hälfte des wiener Publikums erwartete wol eine Tendenz in dem kleinen Spiel und erstaunte, daß ich gleichsam das Lehrerinwerden widerriethe (!!) (in Wien wird alles zu Absichtlichkeiten zugespitzt), die andere Hälfte war böswillig von vornherein und Laube selbst nicht wohlwollend. Wie sorgt dieser Mann für sich und vernachlässigt Andere! Da mich Dingelstedt vom Burgtheaterrepertoir gestrichen hat, weil ich die Reverse nicht unterschrieb, sollte Laube meine Stücke pflegen. Er thut nichts dafür.

Sagen Sie Herrn Pauli und allen geehrten Mitwirkenden meinen Dank! Ohne Zweifel war Zusammenspiel und frischer Glaube an die Sache der freundlichen Aufnahme förderlich. Möchte doch Sorge getragen werden, daß irgendwo in maßgebenden Blättern der letzteren Erwähnung geschieht. Die wiener Aufnahme hat die Bühnen eingeschüchtert.

Ich hoffe, verehrter alter Freund, daß Sie glücklich sind, sich belohnt und gehoben fühlen in Ihrem Beruf.

Die Gerüchte von Ihrem Rücktritt bestätigten sich nicht. Fahren Sie fort, auf einem Posten zu stehen, dessen Schwierigkeit ich kenne, ein treuer Ekkard der alten Begriffe von Kunst und Literatur, der alten Begriffe vom Theater! Laube sollte doch beschämt sein, daß seinem Franzosenthum nur die kleinen Nebentheater folgen, nicht die maßgebenden ersten Bühnen.

Mit herzlicher Empfehlung an Ihre liebe Gattin bin ich mit nochmaligem wärmsten Danke

Ihr treuergebener alter

Gutzkow.

Pegli bei Genua, d. 4. Febr. 74.

Unter der Presse befinden sich von

Feodor Wehl:

„Ruhm im Sterben."

Ein Beitrag zur Legende des Todes.

Ferner:

Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheater-Leitung.

Ein Abschnitt aus meinem Leben.

Hamburg. J. F. Richter.
Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google